Die königliche Jagd.

Historischer Roman
aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten.

Von

Amédée Achard.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1861.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Zigeuner und Zigeunerinnen.

In zwei Tagemärschen erreichten die in Civita Vecchia gelandeten Truppen die ewige Stadt, wo sie zum Theile in der Engelsburg, zum Theile in der Stadt einquartirt wurden.

Noch aber waren sie nicht ganz achtundvierzig Stunden hier, als plötzlich sich die Nachricht verbreitete, daß sie aufgelöst und entlassen worden wären.

Dies geschah auch in der That schon am nächstfolgenden Tage, weil der Krieg, der zeither unvermeidlich geschienen, nicht zum Ausbruche kam.

Die Offiziere erhielten jeder eine gute Gratification, die gemeinen Soldaten der Mann zehn Thaler und dann ward einem jeden freigestellt, wieder in seine Heimat zurückzukehren.

Daran aber dachten sehr wenige. Wenn man sein Vaterland in der Hoffnung verlassen hat, ein Dutzend Hauptstädte zu erobern, so kehrt man dahin nicht eher zurück, als bis man sich ein wenig in der Welt umgesehen hat.

Hector und Coq-Héron mietheten sich in einer Herberge der Stadt ein, und da sie noch ein wenig bei Casse waren, so warteten sie die Ereignisse ab.

Es war nun ziemlich ein Jahr, seitdem Hector das Damenschloß verlassen hatte.

Dieses Jahr war hinreichend gewesen, ihn völlig umzugestalten, denn aus dem Knaben war ein Mann geworden.

Er war noch bedeutend gewachsen, und ein schöner Schnurrbart beschattete seine Lippen.

Seine männlicher gewordenen Züge besaßen einen Ausdruck von, für sein jugendliches Alter eigenthümlicher Kühnheit und Entschlossenheit, so wie auch von frühzeitigem Ernste, der seinen Grund in der Umgebung hatte, in welcher er gelebt.

Es war als wenn die rauhe Hand der Nothwendigkeit mit Gewalt seinen Geist zum Nachdenken gebeugt hätte. Er war gewandt, gut gewachsen und sein Gesicht machte durch seine freimüthige kecke Miene gleich von vorneher einen guten Eindruck.

Mit dem Tode seines Vaters war er durch das schmale und niedrige Thor des Unglücks in das Leben getreten. Die Erfahrung hatte sich bei ihm schon in einem Alter eingestellt, wo Andere sich dem Vergnügen widmen, aber sein wackeres Gemüth hatte die Probe ausgehalten, gerade so wie ein rüstiger junger Baum nicht den ersten Windstößen erliegt.

Mit seinen beiden Händen die Brust der Wirklichkeit ergreifend, hatte Hector an ihr die bittere Milch der Erkenntniß mit herzhafter Gier getrunken.

Hector und Coq-Héron lebten beinahe ein Jahr sowohl in Rom als in dessen Umgebungen. Er hatte freundschaftliche Beziehungen zu mehreren vornehmen jungen Herren der Stadt angeknüpft, die ihm alle möglichen Zerstreuungen verschafften und ihn in die große Welt einführten.

Bei diesen Zusammenkünften, wo man sich nicht die

Aufgabe stellte die Weisheit zu cultiviren, wird in der Regel hoch gespielt. Hector hatte jetzt fortwährend Glück im Spiele und dies erlaubte ihm auf gutem Fuße zu leben.

Uebrigens war er ein nobler Spieler, denn das was er gewann, verthat er oder verborgte es und forderte niemals etwas, was man vergaß ihm wiederzugeben.

Was Coq-Héron betraf, so hatte er hiergegen nichts einzuwenden, denn es war ein Theil seines practischen Erziehungssystems, dem Zufalle stets einen hinreichenden Spielraum zu gestatten.

»Es ist gut,« sagte er, »wenn man die jungen Leute wie die jungen Hengste in der freien Luft und ungehindert umherlaufen läßt. Auf diese Weise lernen sie die Gräben vermeiden oder überspringen.«

Demzufolge wartete Coq-Héron geduldig, bis sein Herr genug Gräben übersprungen hätte, um es zum Ueberdruß zu haben. Manchmal hielten ihn gewisse Scrupel zurück, nachdem er aber einen Augenblick nachgedacht, setzte er hinüber, indem er meinte, es könne keinen guten Reiter geben, der nicht oft vom Pferde gefallen sei.

Nach Verlauf einer gewissen Zeit hatte Hector dieses Leben der nächtlichen Abenteuer, des Kartenspiels, der Soupers bei Fackelschein und der Maskeraden herzlich satt.

Er fand dabei nicht genug Gefahren, die ihm nach Wunsch gewesen wären, dagegen selbst in der wilden Unordnung eine ihn zur Verzweiflung bringende Monotonie.

Eines Morgens kehrte er bei Sonnenaufgang, die Börse halb gefüllt, eine schwarze Halbmaske auf der Nase, den Hut auf dem Ohr und den Mantel auf der Schulter,

nach einer Nacht, wo die Maske, die Flaschen und die Karten Wunder gethan hatten, nach Hause zurück.

Coq-Héron schlief wie ein Ratz im Vorzimmer. Hector eilte in den Stall, sattelte und zäumte die Pferde selbst, schloß seine Rechnung mit dem Herbergswirthe ab, zog seine großen Stiefel an, schüttelte Coq-Héron am Arme und sagte ihm, daß sie auf der Stelle abreisen würden.

Coq-Héron sprang auf, denn er glaubte, das Haus brenne, und folgte seinem Herrn, der vier Stufen auf einmal nehmend die Treppe hinuntersprang.

Zwei Stallburschen hielten die Pferde beim Zügel; Hector setzte den Fuß in den Bügel, drückte dem Kellner einen Thaler in die Hand und ritt fort. Coq-Héron ahmte ihm in jeder Beziehung nach, gab seinem Pferde die Sporen und holte Hector in dem Augenblicke ein, wo dieser um die Ecke der Straße bog.

»Nun, Herr Marquis,« sagte er zu ihm, »wo gehtes hin?«

»Das weiß ich nicht.«

»Warum gehen wir denn fort?«

»Weil die vielen Amüsements mich vollkommen zu langweilen begannen.«

»Aber ist das nicht eine Thorheit?«

»Eben deshalb thue ich es.«

Coq-Héron ärgerte sich, daß er roth ward.

Hector lachte wie ein Tollhäusler und während so beide schrien und sich stritten, ritten sie zum ersten besten Thore hinaus, an welches sie kamen.

Als sie ungefähr zwei oder drei Lieues im Freien zurückgelegt hatten, zog Hector die Zügel seines Pferdes an, um es verschnaufen zu lassen.

»Aber Herr Marquis,« hob Coq-Héron, der fortwährend etwas zu knurren hatte, wieder an, »wenigstens haben Sie von Ihren Freunden Abschied genommen.«

»Ich muß Dir gestehen, daß ich es vergessen habe.«

Coq-Héron sprang im Sattel empor.

»Aber was wird man von dem Adel der Dauphiné denken, wenn Sie sich auf diese Weise benehmen!«

»Parbleu! hat vielleicht Signor Giuseppe Tartapaja, der sich gestern im Duell hat tödten lassen, von uns Abschied genommen?«

Diese Logik verblüffte Coq-Héron und er schwieg.

Dennoch aber war der würdige Diener nicht der Mann, welcher lange schweigen konnte.

»Herr Marquis,« hob er mit grimmiger Miene und indem er sich Hector näherte, wieder an, »wenn wir weit genug geritten sind, werden wir dann irgendwo Halt machen?«

»Versteht sich! An der ersten Herberge, der wir begegnen, werden wir Halt machen, um zu Mittag zu speisen.«

»Ach, Herr Marquis,« rief Coq-Héron, »ist es denn gar nicht möglich, ein vernünftiges Wort mit Ihnen zu sprechen? Ich weiß nicht welches Vergnügen Sie darin finden können, mich immer zu ärgern. Was hat, wenn ich fragen darf, eine Herberge mit dem zu thun, was ich von Ihnen wissen will?«

»Nun wolltest Du denn nicht wissen, wo wir Halt machen würden?«

»Ja, allerdings.«

»Nun gut, ich habe es Dir gesagt — bist Du damit nicht zufrieden?«

»Aber, Herr Marquis, Sie gehen um die Frage her-

um! Das heißt nicht freimüthig antworten. Parbleu, daß man auf der Reise einkehren muß, um zu essen, das weiß ich, aber dies sagt mir nicht, wo wir eigentlich hingehen.«

»Was soll ich Dir darauf antworten? Ich weiß es ja selbst nicht.«

»Also wenn die Straße nach der Tartarei führte, so würden wir nach der Tartarei gehen?«

»Ganz richtig. Aber ich habe allen Grund zu glauben, daß sie nicht dahin führt.«

»Das ist ganz gleich, Herr Marquis, und es ist dies das erste Mal, daß ich von Cavalieren reden höre, welche umherschwärmen wie Maikäfer.«

»Was thut das, mein Freund? Dies würde weiter nichts beweisen, als daß die Maikäfer zuweilen mehr Verstand haben als die Cavaliere.«

»Sie haben eine Art und Weise, die Dinge zu arrangiren, welche wohl den Insecten zusagen kann, ganz gewiß aber für den Menschen nicht sehr schmeichelhaft ist.«

»Urtheile selbst! Der Morgen ist schön, frisch und strahlend. Die Straße flieht vor uns in das Freie hinaus, wie eine Kokette, die uns verlockt, ihr zu folgen. Zwischen unsern Beinen haben wir gute Pferde, in unseren Taschen gute Ducaten, an unserer Seite gute Degen, wir sind gesund und munter, frei wie der Vogel, der singend über unsere Köpfe dahinfliegt; das Unbekannte erwartet uns an jeder Biegung des Weges, jenes reizende Unbekannte, jener geheimnißvolle Freund des Reisenden, welcher die Paläste öffnet, Citadellen erstürmt, die Leiter an den Balcon lehnt, die Eifersüchtigen einschläfert und das bezauberte Prisma der Phantasie über das ganze Leben hinweg leuchten läßt.«

»Bis er uns den Hals bricht.«

Diese philosophische Unterbrechung von Seiten Coq-Héron's machte der Discussion ein Ende. Hector zuckte mit nicht weniger philosophischer Miene die Achseln, als er eine elende Herberge erblickte, deren symbolischer Tannenzweig im Winde hin- und herbaumelte.

Die beiden Reiter machten vor der offenen Thüre Halt und ließen sich ein Frühstück von Raviolis, Schinken und Schlackwurst auftragen, welches die Wirkung äußerte, daß es Coq-Héron's Erbitterung beschwichtigte und ihn bewog, sich die Dinge von einem neuen Gesichtspunkte zu betrachten, besonders da sein Zögling, um ihn auf gute Laune zu bringen, auf den Einfall kam, die Küche der Osteria ein wenig zu kritisiren.

So reisten Hector und Coq-Héron schon seit fünf oder sechs Tagen, als sie eines Morgens, nachdem sie Ferrara passirt hatten, bei einer elenden Locanda anlangten, wo sie kaum im Stande waren, einige hartgesottene Eier zu bekommen.

Während der Wirth an seinem kleinen Ofen stand band Coq-Héron die Pferde unter einem alten Regendache an, in dessen Krippe nichts zu finden war als einige Halme Stroh und ein wenig Gerste.

Als die Eier fertig oder ziemlich fertig waren, holte der Wirth einen Krug Wein und ging unter dem Vorwande fort, ein paar wunderschöne Bologner Bratwürste zu holen, die, wie er sagte, irgendwo in der Nähe zu haben wären.

Als man die Eier verzehrt und den Krug zur Hälfte geleert hatte, rief Coq-Héron den Wirth mit einer Stimme, welcher der Appetit einen sonoren Schall verlieh. Er rief ein

zweites, dann ein drittes Mal, aber ohne Antwort zu erhalten.

»Diese Bratwürste,« sagte er, »müssen sehr weit sein. Unser Wirth ist schon seit wenigstens zehn Minuten fort.«

»Wenn Bruder Jean hier wäre, so würde er Dir Geduld anempfehlen,« sagte Hector.

»Bruder Jean ist ein Dummkopf! Wenn er an meiner Stelle wäre, so würde er Hunger haben, und wenn er Hunger hätte, so würde er schreien.«

»Nun, so schrei doch!«

Coq-Héron lief an die Thüre der Locanda, schaute rechts und links die Straße hinauf, sah aber nichts.

»Schwester Anna, Schwester Anna, siehst Du gar nichts kommen?« rief Hector ihm singend zu, indem er zugleich mit einem alten Messer auf seinem Holzteller nach dem Tacte eines alten Jagdliedes trommelte, welches er in dem Thurme des Berges Ventoux gelernt hatte.

»Diese italienische Locanda kommt mir gerade so vor wie eine spanische Posada,« rief Coq-Héron. »Wir wollen weiter gehen, Herr Marquis, und anderwärts ein Nachtlager suchen.«

Hector erhob sich, legte einen Thaler auf den alten, wackeligen Tisch und folgte Coq-Héron.

Dieser trat unter das Regendach und stieß einen lauten Schrei aus.

»Nun, was gibt es denn schon wieder?« fragte Hector.

»Herr Marquis, die Pferde sind fort.«

»Du wirst sehen, daß der Wirth sich ihrer bedient hat, um desto schneller die Bratwürste herbeiholen zu können.«

»Ach, Herr Marquis, ein Mensch kann doch nicht

zweispännig fahren wie ein Wagen! Ich sage Ihnen, er hat sie gestohlen.«

»Das ist wahrscheinlich.«

Coq=Héron konnte die Augen nicht von der Stelle wegwenden, wo noch vor Kurzem die beiden Pferde Gerste und Stroh gefressen hatten.

»Aber wie zum Teufel hat dieser Schurke es angefangen, die Thiere fortzuführen, ohne daß wir etwas davon gehört haben?«

»Dies ist sehr einfach,« antwortete Hector; »sieh nur auf die Erde, wo die Pferde umhergestampft haben! Siehst Du dort nicht ein Stück Leinwand liegen?«

»Ha, der Galgenstrick!« hob Coq=Héron wieder an, indem er sich auf die Stirn schlug, »er hat ihnen die Hufe umwickelt.«

»Ganz richtig.«

»Auge um Auge, Zahn um Zahn,« hob Coq=Héron wieder an. »Er hat uns die Pferde gestohlen, ich werde ihm das Haus anzünden.«

Hector faßte Coq=Héron am Arme, als er schon in die Locanda hineineilen wollte, um einen Feuerbrand herauszuholen.

»Wirst Du, wenn Du das Haus angezündet hast, unsere Pferde dann eher entdecken? Laß doch das Haus und suchen wir lieber unsere Pferde.«

Hector und Coq=Héron kamen überein, sich der eine rechts, der andere links zu wenden, und dann an der Locanda wieder zusammenzutreffen, wo der, welcher zuerst ankäme, den andern erwarten sollte.

Coq=Héron entfernte sich demgemäß nach der einen und Hector nach der andern Seite.

Hector hatte kaum hundert Schritte zurückgelegt, als er einen Knaben auf sich zukommen sah, welcher schrie und schluchzte. Der arme halbnackte Kleine, dessen Gesicht die größte Bestürzung und Angst verrieth, lief so schnell er konnte und hinter ihm her trabte ein großer Hund, aus dessen blutiger Schnauze ein dicker Schaum troff.

Der Knabe hatte keinen Athem mehr. Er stieß mit dem Fuß an einen Stein, taumelte und fiel, während er die Hände nach Hector ausstreckte.

Der wüthende Hund war nur noch zehn Schritte von ihm entfernt, als Hector ein Pistol aus dem Gürtel zog, den Hund aufs Korn nahm und ihm den Schädel zerschmetterte.

Beinahe in demselben Augenblick sprang eine Frau, auf welche Hector bis jetzt nicht geachtet, aus einem benachbarten Felde auf die Straße. Das Haar hing ihr verworren um den Kopf herum und in der Hand hielt sie einen derben Knittel.

Der Knabe raffte sich auf und eilte auf sie zu, um ihre Knie zu umklammern. Die Mutter hob ihn in ihren kräftigen Armen empor, betrachtete ihn einen Augenblick und bedeckte ihn dann mit Küssen. Hierauf setzte sie ihn auf die Erde nieder und wendete sich gegen Hector.

»Warst Du es,« fragte sie in schlechtem Italienisch, »der diesen Hund niederschoß?«

»Ja, ich war es.«

Die Frau näherte sich Hector, ergriff ihn bei der Hand und küßte dieselbe wiederholt.

»Ich danke Dir,« sprach sie.

Dann nahm sie ihren Knaben auf den Rücken und verschwand wie eine Wölfin querfeldein.

Hector sah dieser Frau, die eine etwas gelbliche Hautfarbe, aber prachtvolle Augen hatte, einige Augenblicke lang nach und setzte dann seinen Weg weiter fort. Als er einige tausend Schritte gegangen war und weder Vorübergehende, noch Feldarbeiter, noch sonst Jemanden sah, der ihm Auskunft über seine Pferde hätte geben können, setzte er sich an den Rand eines Grabens, in der Meinung, die Auskunft würde im endlich entgegenkommen, wenn er verzichtete ihr nachzulaufen.

Kaum saß er seit fünf Minuten so da, als ein alter mit Lumpen bekleideter Kerl auf einem schönen Pferd sitzend auf ihn zugeritten kam.

»Ich möchte dieses Pferd verkaufen,« sagte dieser Mann, der ein Gesicht hatte wie ein Affe und eine scharlachrothe mit Goldtressen besetzte Mütze auf dem Kopfe trug. »Wenn es Euch gefällt, gnädiger Herr, so will ich es Euch um einen billigen Preis ablassen.«

»Wie viel verlangst Du?«

»Fünfzehn Ducaten.«

Die Mäßigkeit dieses Preises brachte Hector auf die Vermuthung, daß dieser Roßhändler der Bruderschaft irgend eines Bruders Jean dieser Gegend angehöre.

»Das ist in der That nicht theuer,« hob er an, »und ich würde Dir gerne fünfzehn Ducaten geben, wenn Du mir beweisest, daß dieses Pferd wirklich Dir gehört.«

»Ach, gnädiger Herr, in den Zeiten, in welchen wir leben, würde es selbst dem Könige von Spanien sehr schwer

werden, Euch zu beweisen, daß dieser oder jener Theil seiner Staaten ihm mit Recht zugehöre.«

Hector merkte, daß der alte Vagabund kein Dummkopf war, deshalb lächelte er und hob nach einem Augenblicke wieder an:

»Sage mir wenigstens, durch welches Abenteuer dieses Thier in deinen Besitz gekommen ist.«

»O, das ist sehr einfach. Ich habe es für drei Thaler von einem Soldaten gekauft, der es in einem Gefechte erbeutet hat.«

»Für drei Thaler hast Du es gekauft, und für fünfzehn Ducaten willst Du es wieder verkaufen?«

»Allerdings. Ich habe es doch füttern müssen und dann will ich auch etwas bei dem Handel verdienen.«

»Da hast Du Recht.«

Die Geschichte des Roßhändlers war vielleicht nicht wahr, aber sie konnte es doch wenigstens sein, und in der Lage, in welcher Hector sich befand, war es eine zu gute Gelegenheit, als daß er sie sich hätte entgehen lassen können. Deshalb stand er von seinem Graben auf, nahm fünfzehn Ducaten aus der Tasche und gab sie dem Roßhändler, welcher flinker, als man es von einem Manne seines Alters hätte erwarten sollen, aus dem Sattel sprang und Hector den Zügel in die Hand warf.

»Lebt wohl, gnädiger Herr; ich wünsche, daß dieses Pferd Euch nützlich sei,« sagte er, dann verneigte er sich und rannte mit der Behendigkeit eines Affen davon.

»Man sollte meinen, dieser alte Halunke hätte mich zum Besten,« dachte Hector, während der Roßhändler auf ein

Tannenwäldchen zulief, welches man von der einen Seite der Straße aus sehen konnte.

Das Pferd, welches Hector soeben gekauft, hatte ein schönes Ansehen, gutgeformte Beine, eine breite Brust, einen muskelstarken Hals, ein munteres Auge und einen kleinen Kopf. Jede neue Entdeckung entzückte den Käufer, der Vergnügen daran fand, diese Besichtigung so lange als möglich fortzusetzen.

Als er oft genug um das Thier herumgegangen war, wollte er den Fuß in den Steigbügel setzen, das Pferd aber that einen Seitensprung und drehte ihm die Brust zu. Ein zweiter Versuch fiel nicht glücklicher aus, denn diesmal bäumte das Pferd und zum dritten oder vierten Mal gelang Hector sein Vorhaben eben so wenig.

Welche Geschicklichkeit und Ausdauer Hector auch entwickelte, so stellte sich doch das Pferd immer ihm mit dem Kopfe gegenüber und versetzte ihn in die Unmöglichkeit, sich in den Sattel zu schwingen. Sobald als er stehen blieb, rührte es sich ebenfalls nicht von der Stelle, sobald er aber das Bein hob, hob es die Hufe ebenfalls und begann zu springen und sich im Kreise herumzudrehen.

»Das ist kein übles Thier! Soll ich es vielleicht wie ein Reitknecht bis an die Locanda führen?« sagte Hector bei sich selbst.

Schon stand er im Begriffe von Ueberredungskünsten zu Zwangsmaßregeln überzugehen, als er sich plötzlich von einer Bande verdächtiger Individuen umringt sah, die ihn bei den Armen packten und sich auf seine Waffen warfen, ehe er noch Zeit hatte die Defensive zu ergreifen. Diese Rotte bestand aus etwa dreißig Kerlen, Frauen und Kindern,

die alle mit Knüppeln und Messern bewaffnet waren und ein mörderliches Geschrei erhoben.

»Gebt uns das Pferd wieder!« sagte der Eine.

»Das Pferd ist unser!« rief ein Anderer.

»Ihr habt es uns gestohlen!« setzte ein Vierter hinzu.

Hector riß sich von Denen, die ihn festhielten, los, hatte aber weder Degen noch Pistolen mehr. Die Rotte schloß einen Kreis um ihn und drohte ihm mit ihren Knüppeln und Messern.

Nun begriff Hector, daß man es auf seine Börse abgesehen hatte.

»Ei,« rief er, »das hättet Ihr ja gleich sagen können!«

Hector hatte das Leben schon zu genau kennen gelernt, um noch zu Denen zu gehören, welche das Unmögliche wollen und gegen das Unvermeidliche kämpfen.

Deshalb zog er seine Börse, öffnete sie, nahm einige Ducaten heraus und warf sie dem Gesindel verächtlich in's Gesicht.

Dann steckte er sein noch übriges Geld wieder in die Tasche, verschränkte die Arme über der Brust und lenkte seine Schritte mit so stolzer und ruhiger Miene nach der einen Seite des um ihn geschlossenen Kreises, daß die Räuber auf die Seite traten, um ihn passiren zu lassen.

Die Kinder und die Weiber hatten sich schnell auf die Knie niedergeworfen, um die Ducaten aufzuheben, als eine Zigeunerin, welche diesem Auftritte bis jetzt noch nicht beigewohnt, des Weges daherkam.

Auf den ersten Blick begriff sie, um was es sich hier handelte und indem sie den Knaben, welchen sie auf dem

Rücken trug, auf die Erde niedersetzte, eilte sie auf Hector zu und hielt ihn auf.

»Man soll Dir wiedergeben, was man Dir genommen hat,« sagte sie, »komm.«

Sie zog ihn mit sich fort nach den übrigen Zigeunern, die sich schon in das Geld theilten, und indem sie mit starker Stimme und in einer gutturalen Sprache, von welcher Hector kein Wort verstand, zu ihnen sprach, ließ sie sich die Ducaten wiedergeben, welche er der Bande so verächtlich zugeworfen.

»Ist dies alles?« fragte sie sodann auf italienisch.

»Nein,« antwortete der alte Zigeuner, mit welchem Hector den Pferdehandel abgeschlossen und der ganz gelassen seine Pfeife rauchend auf dem Rücken des Pferdes saß, welches er vor wenigen Augenblicken erst verkauft; »nein, es fehlen noch fünfzehn Ducaten.«

»Nun, so gib sie her.«

»Da sind sie,« antwortete der Zigeuner, sprang mit der Geschwindigkeit einer Katze vom Pferde und legte das Geld in die Hände der Zigeunerin.

»Ah, da bist Du ja auch, Schurke!« sagte Hector, der seinen Roßhändler bis jetzt noch nicht bemerkt hatte.

»Ihr dürft nicht böse auf mich sein, gnädiger Herr,« antwortete der Spitzbube, indem er seine Mütze abnahm, »Jeder will von seinem kleinen Geschäfte leben.«

»Hast Du, ehrlicher Handelsmann, dieses Thier auch selbst dressirt?«

»Ja, ich allein, gnädiger Herr,« entgegnete der Zigeuner mit stolzer Miene. »Meint Ihr nicht auch, daß es gut dressirt sei? Kein anderer Mensch als ich kann es reiten.

Es folgt mir wie ein Hund. Es ist mein Capital, und so wie Ihr es da sehet, trägt es mir jährlich seine zweihundert Ducaten ein. Ich habe es wenigstens schon dreißigmal verkauft.«

»Aber dann nimm Dich nur in Acht, Freund, daß die Justiz Dir dein Capital nicht nimmt.«

»O, es würde eher mit der Justiz durchgehen. Komm her, Mab!«

Das Pferd, welches eben im Grase herumknabberte, kam sogleich auf seinen Herrn zugelaufen, rieb sich mit der Nase an seinen Kleidern und kniete wiehernd vor ihm nieder.

»Ihr sehet,« setzte der Zigeuner hinzu, »daß es nur mich kennt und die Justiz versteht sich nicht genug auf Stallmeisterkünste, um es zu zähmen.«

Die Zigeunerin wendete sich nun mit ihrer Hand voll Geld wieder zu Hector.

»Ist dies Alles und hast Du nichts weiter zurückzufordern?« fragte sie.

»Zurückzufordern habe ich nichts mehr,« antwortete Hector, »wohl aber möchte ich Dich noch um eine Auskunft ersuchen.«

»Sprich!«

»Erkundige Dich bei deinen Cameraden, ob sie nicht zwei Pferde, einen Apfelschimmel und einen Hellbraunen gesehen haben.«

»Ihr habt gehört; antwortet!« sagte die Zigeunerin.

»Ich habe die Pferde gesehen,« sagte der alte Roßhändler.

»Wo denn?« rief Hector.

»In der Locanda, wo ich sie gestohlen habe.«

»Wie, Schurke, auch das bist Du gewesen?«

»Aber, gnädiger Herr, da ich mich mit dem Roßhandel beschäftige, so muß ich wohl stehlen!«

»Das ist ein sehr kluger Handelsmann,« murmelte Hector.

»Du wirst die beiden Pferde diesem Cavalier zurückgeben,« sagte die Zigeunerin.

»Sogleich,« antwortete der Alte, stieß seinem Pferde die Fersen in die Flanken und flog davon wie ein Pfeil.

Sobald als Hector von der Zigeunerin die Ducaten, welche diese von Hand zu Hand gesammelt, empfangen hatte, warf er sie wieder mitten in die ihn umgebende Gruppe hinein.

»Was ich einmal gegeben habe, nehme ich nie wieder zurück,« sagte er.

Ein tausendfacher Freudenruf beantwortete diesen Goldregen, der auf die Arme, die Köpfe und die Knie der Zigeunerin niederfiel.

Die Zigeunerin sah Hector mit stolzem Blicke und funkelnden Augen an.

»Wackerer, herrlicher, großmüthiger Mann!« sagte sie, »gib mir deine Hand.«

»Hier ist sie.«

Die Zigeunerin ergriff Hectors Hand und drehte sie um, um die innere Fläche derselben zu betrachten.

»Ah, Du willst wohl meine Zukunft darin lesen?« fragte Hector.

»Ja, deine Zukunft muß Dir schöne Tage bringen. Sie liebt entschlossene Herzen und offene Hände.«

Und indem sie sich auf Hectors Hand niederbeugte, betrachtete sie mit forschendem Blicke die symbolischen Linien.

Hector sah ihr lächelnd zu.

Plötzlich setzte sie den Finger auf eine Linie, welche von dem Ringfinger ausging und den Krümmungen der Hand bis an das Gelenk folgte, wo sie unsichtbar ward.

»Zu spät! zu spät!« rief die Zigeunerin, indem sie Hectors Hand lebhaft zurückstieß.

Hector sah sie ganz erstaunt an.

»Was gibt es und was willst Du sagen?« fragte er.

Die Zigeunerin schüttelte langsam den Kopf. Das glänzende Braunroth ihrer Wangen war plötzlich matt geworden, als ob ein Frösteln ihr Gesicht erstarren ließe. Sie heftete ihre großen schwarzen Augen auf Hector, betrachtete ihn einige Augenblicke lang, legte dann ihre geheimnißvollen Finger auf die Schulter des jungen Mannes und küßte ihn mit der Leidenschaftlichkeit einer Mutter auf die Stirne.

Hector schauderte bei der Berührung dieser kalten Lippen, als ob er den ihn streifenden Flügelschlag eines unsichtbaren Genius fühlte.

Der fallende Hufschlag mehrerer Pferde erweckte ihn aus seinem Hinbrüten.

Es war Mab, welcher in Begleitung des unter dem Regendache der Locanda hervorgestohlenen Apfelschimmels und des Hellbraunen, die beide von dem alten Roßhändler am Zügel gehalten wurden, herbeigelaufen kam.

»Da sind deine Pferde,« sagte die Zigeunerin. »Geh, und Der, welcher über uns thront, beschütze und führe Dich.«

»Willst Du mir nicht erst noch etwas sagen?« fragte Hector, indem er vor der Zigeunerin stehen blieb.

Die Zigeunerin ergriff Hectors Hand, drückte sie zwischen den ihrigen und schüttelte den Kopf.

»Nein,« sagte sie; »was geschehen soll, wird geschehen. Du wirst es immer noch zu bald erfahren.«

»Oder zu spät,« sagte er lächelnd.

»Geh,« sagte die Zigeunerin in traurigem Tone, »eine arme Seele wird für Dich beten.«

Hector schwang sich auf den Hellbraunen, faßte den Apfelschimmel beim Zügel und ritt fort.

Als er an der Locanda ankam, erwartete ihn Coq-Héron an der Thüre sitzend.

Der alte treue Diener stieß bei dem Anblick der beiden Pferde einen lauten Freudenruf aus, schwang sich auf den Apfelschimmel und folgte seinem Herrn, welcher schon trabte.

Unterwegs erzählte Hector ihm sein Abenteuer und als er zu dem Ausspruche der Zigeunerin kam, rieb sich Coq-Héron mit nachdenklicher Miene die Stirne.

»Was zum Teufel hat sie mit ihrem zu spät sagen wollen?« rief er.

»Was will diese Lerche sagen?« antwortete Hector, indem er nach dem Vogel zeigte, der zwitschernd hoch in den Lüften schwebte.

Hector hatte in Ferrara erzählen hören, daß der Marschall von Villeroy sich in die Festung Cremona einschließen wollte, die von dem Prinzen Eugen bedroht ward.

Man glaubte allgemein, daß dort sehr bald ernste Ereignisse zu Tage treten würden.

Hector beschloß daher, seinen Weg nach dieser Rich-

tung zu nehmen, um endlich einmal nach langer Zeit wieder Pulver zu riechen.

Von Flüchtlingen, welche ihm von Zeit zu Zeit auf der Straße begegneten, hörte er, daß die Stadt bereits cernirt sei — und daß der Marschall Villeroy einem so tapfern General wie dem Prinzen Eugen, der eine so auserlesene und zahlreiche Armee commandirte, unmöglich lange würde widerstehen können.

»Ganz bestimmt,« sagte Hector eines Tages zu Coq-Héron, »ganz bestimmt glaube ich, die Zigeunerin hat sagen wollen, daß ich zu spät in Cremona ankommen werde, um der Einnahme dieser Festung beizuwohnen.«

Endlich, drei Tage nach ihrem Aufbruche von der Locanda, erblickten sie eines Abends durch den aufsteigenden Nebel hindurch von der Höhe eines Hügels herab die Thürme der Stadt und weit hin in der Ebene das Lager der die Festung einschließenden Armee.

Zweites Capitel.

Das Regiment der Krone.

Man stand damals im Monate Februar des Jahres 1702.

Der Nebel, welcher an Winterabenden gewöhnlich aufsteigt, bedeckte mit seinen grauen Flecken die Gefilde. Man konnte die Gegenstände kaum auf zehn Schritte weit unterscheiden, denn Alles schien in einem Ocean von schwimmenden Dünsten zusammenzufließen.

Hector und Coq-Héron, die ein Nachtquartier suchten, stiegen von den Pferden, nahmen dieselben beim Zügel und wanderten eine Weile aufs Gerathewohl umher.

Eine Art Hütte, deren Wände halb eingestürzt waren, zeigte sich ihnen endlich. Sie traten hinein, banden ihre Pferde an eine Raufe, die mit Stroh gefüllt war, hüllten sich dann in ihre Mäntel und verließen die Hütte, wieder um zu sehen, ob nicht ein anderes nahegelegenes Haus ihnen ebenfalls die Abendmahlzeit liefern könnte, welche der Zufall ihren Pferden verschaffte.

Kaum waren sie dreißig Schritte weit gegangen als ein Flüstern von Stimmen sie bewog, stehen zu bleiben.

Zugleich vernahmen sie zahlreiche Tritte auf der Erde und das Geräusch glich dem eines leichten Windes in den Bäumen.

Hector und Coq-Héron legten mit unwillkürlicher Bewegung die Hand an den Gürtel.

Ringsumher sahen sie nichts als den rothen Schein einer Stocklaterne, die von einer unsichtbaren Hand getragen ward.

Hector und Coq-Héron drückten sich hinter den Stamm eines umfangreichen Nußbaumes und warteten, indem sie ihren Blick auf die Stocklaterne hefteten.

Plötzlich trat ein Trupp Männer aus der dichten Finsterniß heraus und ging an ihnen vorüber.

Nicht lange darauf folgte ein zweiter Trupp.

»Was sollen wir thun?« fragte Coq-Héron seinen Herrn leise.

»Wir wollen mitgehen.«

Und dem Truppe dicht auf dem Fuße folgend, mischten sie sich unter denselben.

Mehrere dieser Männer trugen große weiße Mäntel gleich denen der beiden Abenteurer. Alle waren bewaffnet, einige sprachen mit einander, aber ganz leise.

Es war klar, daß diese Unbekannten eine Expedition vorhatten. Vielleicht war es gefährlich, ihnen zu folgen, aber eben diese Aussicht auf Gefahr war es, was Hector bestimmte.

Ihrer Tracht hatten Herr und Diener es zu danken, daß sie unbemerkt blieben. Uebrigens schützte sie auch der Nebel.

Der Mann mit der Stocklaterne ging voran. Hector bemerkte, daß mehrere seiner neuen Genossen den blanken Degen oder Pistolen in der Hand hielten, als ob sie bereit wären, sofort auf die erste Veranlassung hin davon Gebrauch zu machen.

»Das,« dachte er bei sich selbst, »sind Männer, die keine Vorsicht unterlassen,« und dann versuchte er selbst, ob sein Degen locker genug in der Scheide säße.

Man ließ die Hütte links liegen und marschirte weiter in die Nacht hinein. Nachdem man etwa hundert Schritte zurückgelegt, blieb der Mann mit der Stocklaterne in der Nähe eines Dickichts stehen.

»Hier ist es!« sagte er auf spanisch.

»Gut!« sagte Coq-Héron, der eben so wie sein Herr diese Sprache ein wenig verstand und sprach, »es sind Leute von einem der spanischen Regimenter des Prinzen Eugen. In welch ein Wespennest sind wir da gerathen!«

»Ach, was da!« antwortete Hector leise; »wenn diese

spanischen Wespen ihre Stachel haben, so haben auch wir die unsrigen.«

An der Stelle, wo der Führer stehen geblieben war, stand ein halbverfallenes Bauwerk, welches eine tiefe Höhle sehen ließ, deren schwarze, gähnende Oeffnung mit Gesträuch und Gestrüpp bedeckt war.

Der Führer setzte seine Laterne auf einen Stein am Eingange und oberhalb des Lochs, um beim Einsteigen zu leuchten.

Einer der Spanier, welcher einen bloßen Degen in der Hand hielt und ein Offizier zu sein schien, stieg zuerst hinunter, ein Anderer folgte seinem Beispiele, und der ganze Trupp stellte sich vor dem Dickicht auf, um den Anführern zu folgen.

Zwei am Eingange der Höhle stehende Sergeanten hielten die Ordnung beim Hinabsteigen aufrecht und waren bereit, die Befehle auszuführen, die ihnen vielleicht gegeben wurden.

Hector warf einen raschen Blick um sich her; die unbeweglichen, schweigenden Reihen der Spanier drängten sich vor der Höhle, die sich öffnete wie der drohende Schlund der Hölle, und der Schein der Laterne machte die dichten Schatten des Nebels, welcher das Gefild bedeckte, noch dichter.

Hector konnte nicht wissen, wo er war oder wohin er ging, aber er setzte den Fuß an den Rand des Loches, that einen Schritt vorwärts, bückte sich und verschwand.

Coq-Héron folgte ihm dicht auf dem Fuße.

Der Offizier, welcher voranschritt, trug eine Fackel, deren flackernde Flamme ihren blutigen Wiederschein auf die feuch-

ten Wände eines schmalen unterirdischen Ganges warf, den man nur gebückt durchschreiten konnte.

Die hier und da herabgestürzten Steine gestatteten nicht, daß zwei Mann neben einander gingen.

So viel Hector aus dem Anblicke der Seitenwände abnehmen konnte, befand er sich im Innern einer seit langer Zeit nicht mehr zu ihrem ursprünglichen Zwecke dienenden Wasserleitung.

Das Gewölbe, welches mit einer Schicht trockenen Mooses bedeckt war, ließ den gemessenen Tritt des Trupps wiederhallen, der geheimnißvoll dem beweglichen und fernen Sterne der Fackel folgte.

»Unser General hat da eine ganz vortreffliche Idee gehabt,« sagte der Soldat, welcher Hector voranschritt, zu diesem.

»Ja, eine ganz vortreffliche Idee!« wiederholte Hector.

»Die Franzosen werden sich nicht schlecht wundern.«

»Ja, das denke ich auch.«

»Ihre Schildwachen mögen nach allen Seiten hin schauen, wie sie wollen, uns werden sie nicht bemerken.«

»Versteht sich,« sagte Hector, dem es erwünscht war, auf diese Weise und ohne daß er sich zu verrathen brauchte, etwas von dem zu erfahren, was man beabsichtigte.

»Wir wühlen uns unter der Erde fort wie Maulwürfe und werden ihnen plötzlich in den Rücken fallen wie Wölfe.«

»Ganz gewiß!«

Hier stieß der Soldat mit dem Fuße an einen Kiesel, stolperte und schwieg.

»Wie es scheint,« dachte Hector, »wollen wir den Feind überrumpeln. Da dieser Feind aber mein Freund

ist, so sind diese Herren Spanier noch nicht da, wo sie denken.«

Seit zehn oder zwölf Minuten marschirte man in dem Aquaduct und beobachtete jenes magnetische Schweigen, welches tiefes Dunkel fast allemal zur Folge hat, als plötzlich ein neuer Schein, der einem rothen Punkte glich, in der Ferne erglänzte.

»Es geht Alles gut!« hob der Soldat wieder an, indem er sich ein wenig nach dem immer noch hinter ihm herschreitenden Hector herumdrehte.

»Sehr gut.«

»Die Stadt schläft und unsere Leute wachen.«

Das Licht blieb unbeweglich wie ein Stern. Die Colonne beschleunigte ihre Schritte und einige Minuten später vermischten die beiden Fackeln ihre Strahlen.

Als Hector sie erreichte, sah er sich in einer ziemlich umfangreichen Höhle, in welche das Ende des Aquaducts ausmündete.

Seine Begleiter stellten sich schweigend wie Gespenster längs der Mauer neben einander.

Als Hector sich umsah, bemerkte er eine in der Mauer angebrachte Thüre. Sie stand nur angelehnt und gleich hinter der Schwelle sah man die untersten Stufen einer Treppe, deren dunkle Spirale sich in der Finsterniß verlor.

»Nun sind wir da,« sagte leise der Soldat, der zu Hector eine gewisse Zuneigung gefaßt zu haben schien.

»Endlich!« antwortete Hector mit einem tiefen Seufzer.

»O, wir sind noch nicht am letzten Ende,« antwortete der Soldat, der Hectors Seufzer nach seiner Weise deutete. »Ganz in der Nähe befindet sich der Wall und wenn der

Posten etwas bemerken sollte, so wären wir gefangen wie in einer Mausfalle.«

»Das wäre freilich schlimm.«

Der Aquaduct spie seine Leute einen nach dem andern aus und die Höhle leerte sich langsam. Als etwa 100 Soldaten beisammen waren, stieß einer der Offiziere die Thüre auf, ließ seine Leute sich formiren und stieg an ihrer Spitze die Treppe hinauf.

Hector und Coq-Héron befanden sich mit unter dieser ersten Colonne. Sie hatten ihre Hüte über die Augen hereingezogen und die Kragen ihrer Mäntel bis auf die Nase emporgezogen. Auf der obersten Stufe der Trrppe empfing sie ein Vermummter und führte sie in ein großes Gemach, wo noch mehrere andere mit Aexten und Pistolen bewaffnete Soldaten sie erwarteten.

»Alles geht gut,« sagte der Vermummte auf italienisch zu dem gewendet, welcher der Anführer des Trupps zu sein schien.

»Dienet meinem Herrn immer so gut, und euer Lohn wird nicht ausbleiben,« antwortete dieser, indem er dem Vermummten eine Rolle Gold in die Hand drückte.

»Ha, Judas!« murmelte Hector zwischen den Zähnen hindurch.

Und seine Hand fuhr schon nach einer der Pistolen, die er im Gürtel trug.

»Noch nicht!« sagte Coq-Héron, ihn am Arme berührend.

In dem Parterre des Hauses, unter welchem der Aquaduct ausmündete, befanden sich mehrere große Gemächer, in welchen die Spanier sich pelotonweise aufstellten.

Hector zählte ungefähr siebenhundert Mann, sowohl von denen, welche Beile trugen, als von denen, die mit ihm gekommen waren.

Als sie sich alle in Reih und Glied aufgestellt hatten, öffnete einer der Offiziere die Thüre, welche auf die Straße führte, und alle gingen im tiefsten Schweigen hinaus.

Die Straße war vollkommen leer, der Nebel begann sich zu verziehen und der bleiche Schimmer des Morgens schwebte unsicher über den Dächern. Hectors und Coq-Héron's Blicke kreuzten sich, und beide hielten sich bereit zu handeln.

»Ich werde nach der einen Seite hingehen, und Du nach der andern,« flüsterte der Herr dem Diener in's Ohr.

Zeit und Ort waren nicht zu einer langen Discussion geeignet.

Coq-Héron runzelte die Stirne, nickte aber zum Zeichen der Zustimmung mit dem Kopfe.

Die Spanier setzten sich in Bewegung.

Hector, der der hinterste Mann einer Rotte war, sah zu seiner rechten Hand ein enges Gäßchen und warf sich entschlossen hinein.

Das Gäßchen kroch wie eine Schlange zwischen zwei Reihen schwarzer Häuser hin, und mit zwei Sprüngen war er gegen alle Verfolgung sicher.

Nach einigen Augenblicken blieb er in der Vertiefung einer Thür stehen, um sich zu überzeugen, daß ihm Niemand folge.

Ein feierliches von jenem unbestimmten Geräusch, welches das Erwachen großer Städte begleitet, kaum unterbrochenes Schweigen umgab ihn.

Er setzte seinen Weg weiter fort, stieg auf eine breitere Straße, in welche das Gäßchen einmündete, wie ein Bach in einen Fluß, folgte dieser, indem er mit seinen Augen fortwährend eine Caserne oder irgend einen Wachtposten suchte, und gelangte endlich auf einen Platz, wo eben ein Regiment sich in Schlachtordnung aufstellte.

»Zu den Waffen! Zu den Waffen!« rief der Abenteurer, indem er mit dem Degen in der Hand auf eine Gruppe Offiziere zueilte, welche an der Spitze des Regimentes plaudernd beisammenstanden: »Zu den Waffen! Die Spanier sind da!«

Bei diesem Rufe zogen die Offiziere den Degen, ließen ihre Soldaten zu den Waffen greifen und formirten das Regiment in Colonnen.

Mehrere der Offiziere umringten Hector und stürmten mit Fragen auf ihn ein, als plötzlich am Ende einer auf den Platz mündenden Straße ein Infanteriecorps vorrückte.

»Dort ist meine Antwort!« rief Hector. »Es sind die Spanier. Vorwärts!«

»Vorwärts, marsch!« rief der Oberst. Und das Regiment rückte dem Feinde entgegen.

»Das Musketenfeuer begann und die Stadt fuhr erschrocken aus dem Schlafe empor.

Coq-Héron hatte, während Hector sich rechts wendete, die Richtung nach links eingeschlagen und war, so schnell er konnte laufend an einen Wachtposten gestoßen, den er von der Anwesenheit der Spanier in Cremona in Kenntniß setzte. Der Commandant des Postens schickte einige seiner Leute zu den obersten Offizieren, um ihnen zu melden, was vorginge,

und folgte mit den übrigen Coq-Héron, der ihn gerade nach dem Hause führte, unter welchem der Aquaduct ausmündet.

Gleich aber bei der Biegung um die erste Straßenecke wurden sie von einem andern feindlichen Corps aufgehalten.

Coq-Héron feuerte seine Pistolen in den dichtesten Trupp hinein und der Kampf entbrannte.

Die Spanier hatten Sorge getragen, einen Theil ihrer Leute nach dem Walle zu detachiren, wo ein altes zugemauertes, von Truppen entblößtes Thor vorhanden war. Dieses demolirten sie mit ungeheurer Schnelligkeit und der tapfere Prinz Eugen warf sich sofort an der Spitze frischer Regimenter in die Stadt.

Mittlerweile stiegen die französischen Stabsoffiziere und der Marschall von Villeroy, durch das Musketenfeuer überrascht, zu Pferde und begaben sich auf verschiedenen Wegen nach dem Marktplatze, welcher für den Fall eines Alarms zum Sammelplatze bestimmt war.

Schon wirbelten die Trommeln in allen Straßen, die Trompeten schmetterten, die Bataillone formirten sich in aller Eile und rückten dem Feinde entgegen, der mit immer größerer Macht in das Herz der Stadt eindrang.

Das Regiment der Krone, auf welches Hector eben gestoßen war, hatte sich auf dem großen Platze zu behaupten vermocht und die Feinde in die benachbarten Straßen zurückgedrängt.

An allen Seiten schlug man sich mit der größten Erbitterung, die Musketen knallten in allen Gassen; die Feinde drangen muthig vor, aber die Franzosen erneuerten den Angriff fortwährend mit dem größten Ungestüm.

Die irländischen Bataillone und das Regiment Vais-

seaux schlugen sich endlich bis zum Regimente der Krone durch, welches von dem Feuer des Feindes furchtbar gelichtet ward, ohne daß es von der Stelle wich.

Ein Offizier, Namens Herr von Praslin, commandirte auf dem Platze, wo der Oberst des Regiments, an welches Hector sich gewendet, von einer Kugel getroffen, gefallen war. Jeden Augenblick kamen Offiziere in gestrecktem Galopp von allen Punkten der Stadt her angesprengt.

»Wo ist Herr von Villeroy?« fragte Herr von Praslin einen der Adjutanten.

»Er ist so eben gefangen genommen worden.«

»Der Marschall gefangen genommen?"

»Ja, der Marschall und sein Page.«

»Vorwärts!« rief Herr von Praslin, der seinen Soldaten nicht Zeit zum Ueberlegen lassen wollte.

»Und Herr von Crénon, unser General?« fragte er einen Augenblick später einen Soldaten, der sich mit Blut bedeckt zwischen sie warf.

»Er ist todt,« antwortete der Soldat.

»Weißt Du das gewiß?«

»Ich habe seine Leiche unter den Tritten des Feindes verschwinden sehen.«

»Parbleu!« rief Herr von Praslin in dem Augenblicke, wo der Feind, ein wenig in Unordnung gebracht, zurückwich, »wenn Herr von Revel nicht auf den guten Einfall gekommen ist, die Pobrücke abzubrechen, so haben wir wohl noch Aussicht, uns niedermetzeln zu lassen, aber nicht mehr Cremona zu retten.«

Hector hörte ihn, schwang sich auf ein herrenlos umherlaufendes Pferd und galoppirte von dannen. Die Trupps,

welchen er von Zeit zu Zeit begegnete, bezeichneten ihm den Ort, wo er Herr von Revel finden würde.

Er kam dort an, und meldete dem Generallieutenant, dem jetzt das Commando gehörte, was Herr von Praslin ihm so eben gesagt.

Es war dies ein Lichtblitz für den Offizier, der in der Verwirrung der Befehle und der Bewegungen versäumt hatte, diese Vorsichtsmaßregel, die nothwendigste von allen, treffen zu lassen.

»Gehen Sie,« sagte er zu einem seiner Adjutanten, »folgen Sie diesem Herrn und thun Sie alles, was er Ihnen sagen wird.«

Hector und der Adjutant ritten im Galopp davon, langten bei der Brücke an, ließen den Posten, der den Kopf derselben besetzt hielt, abtreten und sprengten sie in der Mitte. In demselben Augenblicke und eben als die letzten Steine in das Wasser fielen, erschienen die feindlichen Truppen, von dem Prinzen Thomas von Vaudemont geführt, auf der andern Seite des Flusses.

»Meine Herren, Sie kommen zu spät!« rief Hector, indem er sie mit seinem Degen grüßte.

Der Prinz von Vaudemont wollte die Passage versuchen, aber sie war unausführbar geworden.

Hector warf nun sofort sein Pferd herum, um Herrn von Praslin von dem, was er gethan, Bericht zu erstatten Unterwegs hörte er einen großen Tumult von der Richtung des Stadthauses her.

Die Glocken läuteten, die Geschütze donnerten und das Volk rannte schreiend umher.

Er war unschlüssig, ob er nach dieser Seite hinreiten

sollte, um zu sehen was vorginge, als er Coq-Héron begegnete, der mit Blut befleckt an der Spitze von etwa fünfzig vom Pulverdampf geschwärzten Soldaten aller Waffengattungen aus einem Gäßchen herauskam.

»Was macht man dort?« fragte Hector seinen Diener.

»Der Prinz Eugen läßt den Magistrat den Eid der Treue leisten.«

»Wie, und man thut, was er verlangt?«

»Kann man wohl anders? In Kriegszeiten bleibt den Obrigkeiten einmal nichts weiter übrig, als zu thun, was der Sieger von ihnen begehrt.«

Coq-Héron war mitten unter diesem Tumulte munter und lustig wie ein Fisch im Wasser. Als er erfuhr, daß sein Herr sich auf den Marktplatz zu Herrn von Praslin begab, eilte er mit seinem Truppe ebenfalls dahin.

Die mit Ausnahme der von Herrn von Praslin in eigener Person commandirten Bataillone aus dem Herzen der Stadt geworfenen Franzosen hatten sich unter den Wällen, die von dem Feinde unklüglicherweise nicht besetzt worden, wieder gesammelt.

Die Dragoner, welche abgestiegen waren, fochten unter Herrn von Fimarcon, ihrem Brigadier.

Man machte sich jeden Fußbreit des Terrains streitig und erst die Nacht setzte dem Kampfe ein Ziel.

Beide in gleicher Weise erschöpfte und ermüdete Parteien dachten an den Rückzug. Herr von Revel, dessen furchtbar zusammengeschmolzene Truppe seit dem vorigen Abende nichts gegessen hatte, beabsichtigte sich mit so viel Mannschaften, als er noch zusammenraffen könnte, in die Citadelle zu werfen und Prinz Eugen, der vom Thurme der Kathe-

drale gesehen hatte, wie die Vobrücke abgebrochen ward und die Franzosen sich in den Wällen wieder sammelten, begann an dem Gelingen seines Unternehmens zu verzweifeln. Man schlug sich nur noch in der Nähe eines Thores, welches der Feind besetzt hielt und von welchem die Franzosen ihn zu vertreiben suchten.

Die Erbitterung war auf beiden Seiten außerordentlich groß. Endlich in der finstern Nacht gelangten die Franzosen wieder in den Besitz des obern Thores und dadurch in Verbindung mit dem Quartier der Irländer, während sie den untern Theil, der in gleicher Ebene mit der Straße war, in der Gewalt des Feindes ließen.

Gegen Mitternacht erhob sich Hector, nachdem er sich durch zwei oder drei Stunden Ruhe gestärkt, schlich sich bis an die Vorposten, horchte und kehrte, da er nichts hörte, in das Bivouac zurück.

»Mein Herr,« sagte er zu dem commandirenden Offizier, »ich hätte Lust, die Stadt zu durchwandern, um zu erfahren, was der Feind macht. Geben Sie mir Kundschafter mit, und ich werde Ihnen Nachrichten bringen.«

»Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, dieses ist eine schwierige Aufgabe, die Ihnen leicht das Leben kosten kann.«

»O, wenn es weiter nichts ist!«

»Nun, so gehen Sie,« antwortete der Offizier.

Hector weckte Coq-Héron, der es ihm niemals verziehen haben würde, wenn er sich allein dem Tode ausgesetzt hätte, und nachdem sie einige entschlossene Bursche ausgewählt, verloren sie sich in den benachbarten Straßen. Die Kundschafter schlichen sich längs der Mauern hin und lauerten und horchten. Hier und da bezeichnete ein Leichenhaufe

die Stellen, wo man sich mit der größten Erbitterung geschlagen; dumpfes, klägliches Aechzen ließ sich in diesen schauerlichen Umgebungen hören, während von Zeit zu Zeit ein mit dem Tode Ringender mühsam zum letzten Male das Haupt emporrichtete.

Von Straße zu Straße schlichen sie so weiter bis an das vor Kurzem noch von dem Feinde besetzte Thor. Vollständiges Schweigen herrschte hier, keine Schildwache war zu sehen, kein Posten vertheidigte den Zugang.

»Ist das vielleicht eine Schlinge, die man uns legt?« sagte Coq-Héron, indem er seinen Herrn am Arme zurückhielt.

»Ich werde mich sogleich überzeugen.«

»Aber nicht vor mir, wenn ich bitten darf.«

Coq-Héron eilte auf den Wall zu, aber so schnell, daß Hector ihm nicht folgen konnte.

Als sie an dem am vorigen Abende vom Feinde demolirten Thore ankamen, fanden sie hier Niemand mehr. Die ganze feindliche Armee war verschwunden wie ein Heer von Gespenstern.

Coq-Héron stürzte zum Thore hinaus — die Nacht war finster und stumm.

»Ha!« rief er, »der Feind ist uns entwischt!«

Hector eilte nach dem Bivouac zurück, wo er den Offizier gelassen, und theilte ihm seine Nachricht mit.

Dieselbe verbreitete sich rasch in der ganzen Stadt.

»Parbleu!« rief der Offizier, »wir haben Cremona behalten und Herrn von Villeroy verloren. Das ist kein übles Geschäft.«

Während die Adjutanten nach allen Seiten hinflogen,

um Befehle zu übermitteln, zupfte Coq-Héron seinen jungen Herrn am Aermel.

»Herr Marquis,« sagte er, »alles dies ist sehr schön. Wir haben eine Menge Lorbeeren gepflückt, aber von Blättern kann man nicht leben, und ich möchte rathen, daß wir an etwas Solides denken.«

Der von seiner Thätigkeit noch ganz erhitzte Hector sah Coq-Héron an, ohne ihn zu verstehen.

»Herr Marquis,« hob der Soldat wieder an, »man sieht wohl, daß Sie Ihren ersten Feldzug mitmachen. Besinnen Sie sich und lassen Sie sich nicht durch den Sieg berauschen. Hatten wir gestern nicht noch zwei Pferde?«

»Allerdings.«

»Und auch Geld, nicht wahr?«

»Ohne Zweifel.«

»Wohlan, jetzt haben wir weder Geld noch Pferde mehr.«

»Wir haben Sie dort beim Aquaduct in jener Hütte gelassen — eilen wir dahin.«

»Nehmen Sie sich nicht erst diese Mühe — sie wäre vergeblich. Die Pferde sind fort.«

»Woher weißt Du das?«

»Na, das kann man allenfalls errathen. Gegenwärtig gilt es sie zu ersetzen.«

»Wie sollen wir dies aber anfangen?«

»O, das ist sehr einfach. Sorgen Sie für die Pferde, ich will für das Geld sorgen.«

»Aber wo zum Teufel willst Du, daß ich Pferde hernehme?«

»O, Herr Marquis, Sie besitzen den Arm eines Man-

nes, aber dabei den Kopf eines Kindes. Halten Sie das erste Pferd, welches an Ihnen vorüberkommen wird, auf. Im Kriege, Herr Marquis, erbt der Soldat vom Soldaten.«

»Das ist bald gesagt,« murmelte Hector den Kopf schüttelnd.

»Und noch eher gethan,« hob Coq-Héron wieder an. Er bog auf's Geradewohl in die erste Straße ein, die sich vor ihm öffnete, suchte eine Stelle, wo viele Leichen lagen, schnitt zwei oder drei feindlichen Offizieren, die mit durchbohrter Brust hier lagen, die Gürtel auf, nahm ihnen das ganze baare Geld, welches er bei ihnen fand, ab, und ging dann weiter.

In der dritten Straße zählte er, wie viel er zusammengebracht.

Hector sah ihm zu, während er zwei Pferde am Zügel hielt.

»Bis auf zwei oder drei Louisd'or habe ich die Summe, die wir verloren, wiedergefunden,« sagte er. »Wenn ehrliche Leute wieder zu ihrem Schaden gekommen sind, so verlangen sie dann nichts weiter.«

»Ich,« sagte Hector, »habe diese beiden Thiere hier aufgefangen. Gestern hatten wir spanische Gäule, nun haben wir Mecklenburger.«

»Es ist ein Tausch.«

Coq-Héron billigte die von seinem Herrn getroffene Wahl, schüttete das Geld in einen Gürtel, welchen er einem gefallenen feindlichen Offizier abschnitt, legte die Hand auf den Hals der Pferde und sagte dann zu Hector:

»Nun, Herr Marquis, was werden wir nun beginnen?«

»Hier bedarf man unser nicht weiter — gehen wir daher wo anders hin.«

»Werden wir uns dort besser befinden?« rief Coq-Héron, der nun über die Gegenwart beruhigt, abermals das Bedürfniß des Widerspruchs empfand.

»Und wie wäre es, wenn wir blieben?« antwortete Hector, welcher allemal, wenn er seine Meinung durchsetzen wollte, sich zum Scheine für die Coq-Héron's erklärte.

Coq-Héron antwortete durch einen undeutlichen Ausruf, gab seinem Pferde die Sporen und ritt mit Hector aus der Festung Cremona hinaus.

Drittes Capitel.

Die Freiwilligen des Königs.

Beinahe vier Jahre lang durchstrichen unsere beiden Abenteurer die italienischen Staaten und gingen von Parma nach Mailand, von Mantua nach Venedig, von Genua nach Verona.

Bald betheiligten sie sich mit an dem Kriege, bald lagen sie dem Spiele ob. Zuweilen blieben sie vierundzwanzig Stunden in einer Hauptstadt, zuweilen auch drei Monate in einem Dorfe. Zwanzigmal liefen sie Gefahr als Spione gehängt zu werden.

Den Carneval verlebten sie als echte fahrende Ritter da, wo das Schicksal sie hinwarf. Einen Tag arm, den andern reich, stets aber fröhlich und guter Dinge, wurden sie

von dem Zufalle hin- und hergeworfen, wie Muscheln von den Meeresfluten.

Eines Tages, als sie sich der Grenze näherten, die fortwährend feindlichen Ueberfällen preisgegeben war, sahen sie ein Bauernhaus in Flammen stehen. Zehn bis zwanzig spanische Cavalleristen galoppirten um dasselbe hin und her, indem sie sich bemühten, drei oder vier Kühe und einige Ziegen vor sich herzutreiben.

Diese Plünderer trugen an dem Sattelknopfe eine Anzahl zusammengebundener Hühner, Enten, Tauben, theils todt, theils noch lebend, einige an den Füßen gefesselte Lämmer und kleine Ziegen, welchen sie die Hälse abgeschnitten hatten.

Ein alter Mann lag mit gespaltenem Kopfe auf der Erde und neben ihm kniete eine alte Frau, welche das aus der klaffenden Wunde hervorströmende Blut zu stillen suchte.

Eine andere jüngere Frau saß weinend mit einem Kinde auf dem Arme in einem Winkel und ein kleines Mädchen von fünf oder sechs Jahren hielt mit ihren schwachen Händen eine weiße Ziege fest, um sie nicht fortlaufen zu lassen.

Dieses jammervolle Schauspiel erweckte schon Hectors Mitleid, als einer der Reiter, ungeduldig über den Widerstand, den das kleine Mädchen der Ziege entgegensetzte, auf sie zuritt und sie mit dem schweren Gefäße seines Säbels in das Gesicht schlug, so daß sie zu Boden taumelte.

»Ha, die Schändlichen!« rief Hector.

Und nur seiner Entrüstung Gehör schenkend, sprengte er mit dem Pistol in der Faust auf die feindlichen Reiter los.

»Aber zum Teufel, worein mischen Sie sich,« rief Coq-

Héron, der durch Hectors Bewegung selbst mit fortgerissen wurde.

Schon aber wälzte der Räuber, welcher das Mädchen geschlagen, sich mit einer Kugel im Leibe auf der Erde.

Coq=Héron schoß auf den Nachbar des Gefallenen und erlegte ihn ebenfalls.

Dann stürzten sie sich Beide mit hochgeschwungenem Degen auf die andern Reiter, welche durch diesen unvermutheten Angriff überrascht und zerstreut, die ersten Hiebe empfingen, ehe sie einen davon zurückgeben konnten. Als sie jedoch bemerkten, daß sie es nur mit zwei Gegnern zu thun hatten, sammelten sie sich wieder, anstatt die Flucht zu ergreifen, und stürzten, wüthend, vier von ihren Cameraden theils durch das Blei, theils durch das Eisen verloren zu haben, sich ihrerseits auf die beiden Abenteurer.

Hector und Coq=Héron hielten sich dicht aneinander und boten ihren Gegnern die Spitze, aber von allen Seiten gedrängt, und von zehn Säbeln, deren Funkeln ihre Häupter gewissermaßen mit einem Glorienscheine umgab, bedroht, dachten sie bald nur daran, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Coq=Héron's Pferd stürzte, von einer Kugel in die Flanke getroffen, das Hectors bäumte, als es zum dritten Male verwundet ward, sich hoch empor, einer der feindlichen Reiter stieß ihm seinen Säbel bis an das Gefäß in den Leib und das Thier überschlug sich, indem es Hector in seinem Falle mit fortriß.

Zwei oder drei der feindlichen Reiter wollten absteigen, um ihren Schlachtopfern den Garaus zu machen, als einer

von ihnen, seinen Blick auf die Landstraße werfend, plötzlich Kehrt machte.

»Rette sich, wer kann!« rief er.

Und er sprengte mit verhängtem Zügel davon. Seine Cameraden schauten ebenfalls nach der Seite hin, welche er ihnen mit der Spitze seines Säbels andeutete, und sahen etwa zwanzig französische Reiter, die mit Blitzesschnelle herangejagt kamen.

Die Spanier stießen ihren Pferden sofort die Sporen in die Flanken, duckten sich auf dem Sattel nieder und galoppirten davon.

In demselben Augenblicke wurden ihnen acht oder neun Pistolenschüsse nachgesendet.

Einer der Spanier streckte die Arme aus, gehorchte eine Minute lang dem Impuls seines Pferdes und rollte bald in den Staub.

Die Andern stachelten ihre Pferde mit der Spitze ihrer Säbel zu immer größerer Eile an und entschwanden bald den Blicken der Nachschauenden.

Der Wachtmeister, der die französischen Reiter commandirte, ließ seinen Trupp um die Todten und Verwundeten herum Halt machen, und man zog Hector und Coq-Héron unter ihren Pferden hervor.

Die Heftigkeit des Sturzes hatte dem Marquis von Chavailles die Besinnung geraubt. Seine Kleider waren ebenso wie die Coq-Héron's an mehr als zehn Stellen zerrissen. Blutstropfen sickerten hier und da durch den Stoff, als man aber den Herrn und den Diener genauer besichtigte, überzeugte man sich, daß sie weder Knochenbrüche noch sonstige gefährliche Wunden davongetragen hatten.

Als Hector wieder die Augen aufschlug, begegnete er zuerst dem ruhigen Blicke Coq-Héron's, der neben ihm kniend, ihm mit einem in Branntwein getauchten Tuche die Schläfe rieb.

»Morbleu, Herr Marquis — ich sagte es Ihnen wohl — worein zum Teufel mischen Sie sich!« rief Coq-Héron, über den Zustand seines Herrn schon wieder beruhigt.

»Und das Mädchen?« antwortete Hector, indem er dem andern Soldaten die Hand drückte.

»Diese wird mit einer Beule wegkommen. Der Säbel ist an der Stirne abgeglitten.«

Das Mädchen saß auch schon auf einem Erdhügel und tröstete sich über ihre Beule, indem sie die weiße Ziege liebkoste.

»Coq-Héron,« hob Hector wieder an, »öffne unsere Mantelsäcke, nimm alles Geld, was Du darin finden wirst, und gib es diesen armen Leuten.«

»Gut!« sagte Coq-Héron, nachdem er gethan, was der Marquis ihm befohlen, »gut! Nun sind wir gerade so wieder daran wie am Tage der Rettung von Cremona, ohne Pferde und ohne Geld.«

»Nur mit dem Unterschiede,« setzte Hector hinzu, »daß es hier weder Pferde noch Geld zu nehmen gibt.«

Die alte Frau, welche den Verwundeten verband, und die, welche bis jetzt weinend im Winkel gesessen, kamen, um Hector zu danken.

»Schon gut, schon gut!« sagte er; »was ich gethan habe, hätte ein Anderer an meiner Stelle auch gethan. Diese Kleinen müssen ein Obdach haben.«

»Das nenne ich ein echtes Soldatenherz!« rief der

Wachtmeister, indem er Hector die Hand drückte. Dann setzte er hinzu:

»Was den Arm betrifft, so kann man daran nicht zweifeln, wenn man sieht, was Sie verrichtet haben.«

Auf dem Boden lagen sieben Spanier, vier todt und drei, welche noch fürchterlich röchelten.

»Zu welchem Regimente gehören Sie?« fragte Hector hierauf den Wachtmeister.

»Zum Regimente der Krone.«

»Parbleu! Dieses Regiment gehört zur Zahl meiner Freunde.«

»Das gereicht ihm zur großen Ehre.«

»Und mir zum großen Vergnügen. Ich machte seine Bekanntschaft in Cremona, und ich weiß nicht, was mich drängt, dieselbe heute noch mehr zu cultiviren. Was meinst Du dazu, Coq-Héron?«

»Ich meine, daß es bei Thorheiten auf eine mehr oder weniger nicht ankommt, und ich mich weiter nicht darüber wundern werde.«

»Nun gut, mein Freund, ich will die gute Meinung, die Du von meiner Klugheit hast, nicht Lügen strafen. Schlagen Sie ein, Camerad, ich bin der Ihrige.«

»Soldat im Regiment der Krone?«

»Ja, mein wackerer Freund — Freiwilliger des Königs!«

»Dann hat Ihnen der Oberst zwanzig Thaler auszuzahlen.«

»Das macht also zusammen vierzig, die Ihr auf unsere Gesundheit vertrinken werdet,« sagte Coq-Héron murrend,

»Thorheit um Thorheit — begehen wir lieber gleich eine doppelte.«

Drei Minuten später machte der kleine Trupp sich auf den Weg nach dem Bivouac, wo das Regiment der Krone nebst drei oder vier andern campirte.

Hector und Coq-Héron wurden sofort in das Regiment aufgenommen und begannen noch an demselben Tage Dienst zu thun.

Von Stadt zu Stadt und von Gefecht zu Gefecht führte das Schicksal das Regiment der Krone zur Belagerung von Turin.

Hector und Coq-Héron folgten dem Regimente auch dahin. Der Zögling hatte sich sehr bald an das Handwerk gewöhnt, welches der Lehrer niemals verlernt, und sie lebten beide als wackere Soldaten, ohne die Vergangenheit zu beklagen, aber auch ohne von der Zukunft viel zu hoffen.

Zuweilen erinnerte Herr von Chavailles sich der Begeisterung, mit welcher er von Avignon an der Spitze einer wohlausgerüsteten Compagnie von hundert Mann ausgerückt war, und der unzähligen Träume, in welchen seine südliche Phantasie sich erging. Was war ihm von dieser Compagnie und von diesen Träumen übrig geblieben?

Weiter nichts als der Degen des Herrn von Blettarins und ein großer grüner Mantel, der nicht lange mehr dauern zu wollen schien.

Die Vorgesetzten und Cameraden Hectors, welche wußten, daß sie es miteinem Edelmanne zu thun hatten, den die Lust zum Waffenhandwerk bewog, in Dienste zu gehen, begegneten ihm mit einer gewissen Rücksicht. Hector stand vielleicht nicht sehr oft Schildwache, im Feuer aber war er

allemal der Erste, und wenn man zu irgend einem gefährlichen Unternehmen einen Mann von gutem Willen bedurfte, so war stets er es, der sich vor allen Andern dazu erbot.

Mitten in dieser trüben, aussichtslosen Existenz ward Herr von Chavailles durch seine Begegnung mit Herrn von Riparfonds überrascht.

In dem Augenblicke, wo Guy und Herr von Fourquevaux ihn auf dem Fußsteige liegend fanden, auf welchem er sich niedergeworfen, war Hector eben erst eingeschlafen und träumte von seinem verfehlten Leben und von der so ziemlich gewissen Aussicht, die er hatte, es niemals zu etwas zu bringen.

Er wußte selbst nicht, was er hoffen sollte. Der Zufall hatte ihn dem Regimente zugeführt, und er wartete nun darauf, daß ein anderer Zufall ihn wieder davon hinwegführte.

»Wenn Sie es wollen,« rief der Herzog von Riparfonds, nachdem er die Abenteuer seines Cousins mit angehört, »so werde ich dieser Zufall sein.«

»Sehr gerne!« antwortete Hector. »Ich habe Sie nicht gesucht, ich bin Ihnen zufällig begegnet. Gottes Wille geschehe.«

»Folgen Sie mir in's Hauptquartier.«

»Jetzt sogleich?«

»Allerdings.«

»Aber das ist unmöglich.«

»Warum?«

»In dem Regimente der Krone geht das Gerücht, daß der Prinz Eugen unsere Linien bald angreifen werde.«

»Nun und?«

»Kann ich wohl meine Cameraden im Augenblicke des

Kampfes verlassen? Würden Sie an meiner Stelle es thun?«

»Sie haben Recht!« rief der Graf von Fourquevaux.

»Nun so bleiben Sie,« hob der Herzog wieder an, »aber nach der Schlacht werden Sie sich bei uns einfinden. Ich habe Ihr Wort.«

»Und ich werde es halten, wenn ich bis dahin nicht todt bin.«

In diesem Augenblicke hörte man die Trommeln wirbeln und die Trompeten schmettern. Die Soldaten eilten nach ihren in Pyramiden zusammengestellten Musketen und stellten sich in Schlachtordnung.

Hector erhob sich.

»Dieses würde unserem Diner ein Ende gemacht haben,« sagte er, »wenn wir nicht Sorge getragen hätten, schon früher damit fertig zu werden. Herr Herzog,« setzte er, sich zu seinem Cousin wendend hinzu, »erlauben Sie mir mich zu meiner Compagnie zu begeben.«

»Es handelt sich um eine Musterung, glaube ich,« sagte Herr von Fourquevaux.

»Mein Gott, ja; es ist etwas weniger Erheiterndes und doch mehr Ermüdendes als ein Sturm.«

Hector nahm schnell von seinen neuen Freunden Abschied und eilte, sich in Reih und Glied zu stellen, wo Coq-Héron ihn schon erwartete.

Eine zahlreiche Gruppe von Reitern erschien an dem äußersten Ende der langen von den in Schlachtordnung aufmarschirten Regimentern gebildeten Linie.

An der Spitze dieser Gruppe ritt der Herzog von Orleans.

In dem Regimente der Krone trug man sich mit einem bedeutungsvollen Gerüchte, welches Hector in dem Augenblicke vernahm, wo er zu Pferde stieg.

Man glaubte nämlich, der Herzog von Orleans werde die Armee verlassen und das Obercommando derselben dem Herzog de la Feuillade übertragen.

Tausenderlei Ursachen wurden als die Gründe dieses Rücktrittes angeführt, welchen der Obergeneral unwiderruflich bei sich beschlossen zu haben schien. Man sagte, der Marschall Marchin, der dem Herzog in Allem, was er unternahm, entgegen arbeitete, habe diesem die Lust zu seinem nominellen Commando benommen. Nichts ginge bei den Belagerungsarbeiten so wie der Prinz es gewollt habe, und bei der Ueberzeugung, die er von der Zwecklosigkeit dieser Belagerung habe, wollte der Herzog von Orleans nicht die Verantwortlichkeit dafür auf sich nehmen.

Diese Gerüchte, welche der Zorn und die Entrüstung von Mund zu Mund weiter verbreiteten, kamen natürlich noch der Phantasie der Soldaten zu Hilfe, und man erzählte sich tausenderlei Märchen und fabelhafte Geschichten von einer Sache, die noch gar nicht in Gewißheit gesetzt war.

Die Armee von Italien hatte kein Zutrauen mehr zu den Anführern, welche Ludwig XIV. und sein Minister Chamillard ihr schickten.

Der Marschall von Villeroy hatte sich in Cremona fangen lassen wie in einer Mausfalle; der Herzog von Vendome hatte viel Depeschen geschrieben, einige Meierhöfe genommen, einige ungewisse Treffen geliefert, Alles versprochen, was man versprechen kann und das mailändische Gebiet verlassen, nachdem er es verloren. Der Herzog

de la Feuillade hatte durch unnütze Expeditionen in den Gebirgen seine Cavallerie ruinirt und mit der Verfolgung des nie zu erhaschenden Herzogs von Savoyen ein Menge kostbare Zeit verloren.

Jedes Jahr hatte man weiter zurückweichen müssen.

Anfangs ging die Vermessenheit der Anführer so weit, daß sie behaupteten, man würde den Prinzen Eugen von Etappe zu Etappe bis nach Wien zurückdrängen und jetzt dagegen wußte man nicht, ob Prinz Eugen nicht seinerseits die französische Armee bis nach Grenoble zurückwerfen würde.

Mit jenem militärischen Tacte, welcher erräth, ohne lange Schlußfolgerungen zu ziehen, erriethen die Soldaten, daß nicht ein einziger von ihren Generalen im Stande war, dem geschicktesten Feldherrn, den Europa damals besaß, die Spitze zu bieten.

Jetzt hatte seltsamerweise der Hof sich entschlossen, ihm einen geborenen Anführer aus erlauchtem Blute zu schicken, dem schon der Name, den er trug, Begeisterung zu großen Dingen einflößen mußte. Er hatte seine Probe abgelegt, und zwar gut. Er konnte unmöglich nach etwas Anderem trachten als nach Ruhm. In Ermanglung des Marschalls Catinat, dessen Verlust die Soldaten aufrichtig betrauerten, war dies der beste Anführer, den man ihnen geben konnte, und jetzt sprach also dieser General, die letzte Hoffnung, davon, sich von dem Commando zurückzuziehen.

War er fort, so war es auch aus mit dem Vertrauen, dem Muthe und der Entschlossenheit des Soldaten. Die Armee war ins Herz getroffen.

Mittlerweile kam der Herzog von Orleans langsam

und im Schritte herangeritten. Der Zufall wollte, daß der Marquis von Chavailles ihn noch niemals gesehen. Er faßte ihn daher scharf in's Auge, während das Murren der Soldaten von Minute zu Minute höher stieg.

Der Herzog von Orleans zählte damals dreißig Jahre. Er ritt ein schwarzes, feuriges Roß, welches er auf die graziöseste Weise lenkte. Obschon sein Wuchs unter dem mittleren und kräftig, obschon nicht corpulent zu nennen war, so besaß er doch in seiner Haltung und in seinem Geberdenspiele eine so natürliche Ungezwungenheit, Eleganz und Würde, und eine so gleichmäßige Noblesse, daß er alle Personen von weit vortheilhafterer Gestalt, die der Zufall um ihn versammelte, verdunkelte.

Geist und Witz strahlten aus seinem Auge und sein etwas hochgeröthetes, großes, volles Gesicht hatte einen leutseligen, lächelnden und sanften Ausdruck, der sofort zu seinen Gunsten einnahm und ihn beliebt machte, selbst ehe er noch gesprochen hatte.

Er war einer von jenen vornehmen Herren echter Abkunft, die man gleich auf den ersten Blick erkennt, und mehr als ein anderer Prinz von Geblüt geschaffen, jenes berühmte Haus Bourbon zu repräsentiren, dessen Glanz, obschon ein wenig verdunkelt, noch immer die Welt blendete.

Wenn er schwieg, gefiel er und man fühlte sich zu ihm hingezogen; sobald er aber den Mund öffnete und diesem beredte, geistreiche, überredende und durch den Ton seiner Stimme noch liebenswürdiger gemachte Worte entströmen ließ, bezauberte er.

Ein trauriger Gedanke schien ihn zu beschäftigen. Seine außerordentlich lebhaften Augen hatten jenen tiefen

Ausdruck, welchen das Nachdenken gibt. Zuweilen blähten sich seine feingeformten Nüstern und die prächtigen Lippen kräuselten sich verächtlich. Ein Blitz der Entrüstung zuckte über sein Gesicht und dann, als ob er das Aufwallen einer innern Bewegung zähmen wollte, wendete er seine Blicke nach den Truppen und beantwortete ihren Beifallsruf durch freundliches Lächeln.

Ein glänzendes Gefolge von Pagen, Offizieren und Edelleuten seines Hauses begleitete ihn.

Als er an der Front des Regiments der Krone hinabritt, sagte ein alter Wachtmeister ziemlich laut, daß nach dem, was er erzählen hören, es wahr sei, daß der Herr Herzog von Orleans sich der Armee zum letzten Male zeige.

»Er hat uns dem Feinde entgegenführen wollen,« setzte er hinzu, »aber der Marschall Marchin hat sich dem widersetzt. Jetzt sagt Monseigneur uns Lebewohl, um fortzugehen.«

Bei diesen Worten erhob sich ein leises Murren in den Gliedern des Regimentes.

Der Herzog von Orleans wendete den Kopf nach dem Regimente, als wenn er eine Erklärung dieses Lärmens verlangte. Hector gab seinem Pferde die Sporen und ritt ungestüm aus seiner Schwadron hervor.

»Monseigneur,« rief er keck, »man sagt, daß der Feind vor den Thoren des Lagers steht. Werden Sie uns zu seiner Bekämpfung den Beistand Ihres Degens versagen?«

Ein Blitz leuchtete aus den Augen des jungen Generals.

»Ihr verlanget meinen Degen?« rief er.

»Ja, ja!« wiederholten die Soldaten, indem sie ihre Waffen schwenkten.

»Wohlan, ich will Alles vergessen und wir werden auch noch ferner mit einander kämpfen!«

Dann wendete er sich zu seiner Suite und setzte hinzu:

»Meine Herren, da diese braven Leute es wünschen, so behalte ich das Commando.«

Die Soldaten des Regiments der Krone steckten ihre Hüte auf die Spitzen ihrer Säbel und begrüßten den Prinzen mit tausendstimmigem Beifallsruf.

Dieser Beifallsruf drang immer weiter und weiter und trug die Nachricht von dem Siege, den die Soldaten der Krone über den Entschluß des Herzogs von Orleans davongetragen, bis in die letzte Reihe der Armee.

Die Freude war überall außerordentlich groß und bewies vielleicht mehr als der Herzog de la Feuillade und Marchin es wünschten, das Vertrauen, welches der junge Feldherr einflößte.

Das Gefolge des Prinzen verschwand hinter einem Vorhange von Bäumen, während ununterbrochenes Beifallsrufen ihm voranging, ihn begleitete und ihm folgte.

Als der Abend kam, lagerten sich die Soldaten des Bivouaks von neuem Muthe beseelt und bereit, sich auf das erste Signal auf den Feind zu stürzen.

Ihre Besorgnisse waren zerstreut wie jene Morgendünste, die der Sommerwind verscheucht. Hoffnung lebte in Aller Herzen und Heiterkeit auf allen Gesichtern.

Mittlerweile kehrte der Herzog von Orleans in sein Quartier zurück, wohin die Offizianten seines Haushaltes und seine intimsten Freunde ihn begleiteten.

Dies war der Augenblick, welchen der Herzog von Riparfonds gewählt hatte, um seinen jungen Verwandten

vorzustellen, den er zu diesem Zwecke bei seinem Regimente aufsuchte.

»Was, wollen Sie, daß ich Ihnen in einem solchen Aufzuge folge?« rief Hector, indem er einen Blick auf seine Kleider warf, die allerdings in ziemlich schlechtem Zustande waren.

»O, der Herzog von Orleans wird an Ihrer Miene sehen, daß Sie ein guter und braver Soldat sind, und Sie nur um desto besser empfangen,« sagte Herr von Riparfonds.

»Nun, so wollen wir gehen, ich folge Ihnen.«

Der Prinz empfing Hector mit der ihm angebornen Leutseligkeit und erkannte ihn auf den ersten Blick wieder.

»Nicht wahr, Sie waren es, mein Herr, der in so ungestümer Weise meinen Degen verlangte?«

»Die ganze Armee sprach; ich verrichtete blos den Dienst eines Echo,« antwortete Hector bescheiden.

Der Prinz lächelte.

»Und Sie sehen,« hob er wieder an, »daß ich nicht gezögert habe, mich den Wünschen des Echo zu fügen. Sie aber, mein Herr, haben mir da eine schwere Aufgabe zugetheilt.«

»Sie ist nicht so schwer, daß nicht ein muthiges Herz und ein guter Degen sie zu einem guten Ende führen könnte.«

»Ja, wenn der Degen und das Herz frei wären, aber sind sie es?«

Diese bedeutsame Antwort erstickte das Wort auf Hectors Lippen.

Der Prinz fuhr sich mit der Hand über die Stirn und

ließ in dem kleinen Kreise von Höflingen, der ihn umgab, unruhige, lebhafte Blicke umherschweifen.

Sein Ausruf, der ihm durch ein inneres lebhaft erregtes Gefühl ausgepreßt zu werden schien, hatte eine gewisse Verlegenheit hervorgerufen, die sich plötzlich durch allgemeines Schweigen verrieth.

Die an die Zurückhaltung des Hofes, wo jedes Wort abgewogen ward, gewöhnten Höflinge beobachteten einer den andern und Niemand antwortete. Endlich jedoch hob der Prinz, wie ein Mensch, der aus einem tiefen Traume erwacht, wieder an:

»Es kommt nichts darauf an, mein Herr. So schwierig auch die mir zugetheilte Mission sein möge, so werde ich sie doch zu Ende führen. Es ist allerdings eine Partie, wo alle Chancen gegen mich sind, aber ich werde wenigstens den guten Willen haben.«

Der Prinz ging in ein Nebencabinet, wechselte die Kleider und kam wenige Augenblicke darauf wieder zurück.

Beinahe in demselben Augenblicke trat ein Page ein, und meldete, daß das Souper Sr. königlichen Hoheit aufgetragen sei.

Der Prinz wendete sich zu Hector und sagte mit einer graziösen Vertraulichkeit, die durch das Lagerleben gerechtfertigt ward:

»Sie bleiben bei uns, mein Herr — wir haben viel mit einander zu plaudern.«

Viertes Capitel.

Ein Prinz von Geblüt.

An diesem Abende soupirte der Herzog von Orleans im kleinen Cirkel. Er hatte nur drei Gäste — den Herzog von Riparfonds, den Grafen von Fourquevaux und den Marquis von Chavailles — seine beiden intimsten Freunde und einen jungen Soldaten, der sich vollkommen aufgelegt fühlte, es zu werden.

Von welcher Art auch die beunruhigenden Gedanken sein mochten, die den Herzog von Orleans beschäftigten, so vergaß er sie doch stets, sobald er sich zu Tische setzte.

Der Anblick der Weine, die wie Gold und Rubine in den Krystallgläsern funkelten, der Glanz der Lichter, die Eleganz und der Wohlgeruch der Blumen wirkten auf sein leicht entzündliches Gemüth ein und geboten der grollenden Stimme der Sorge Schweigen. Uebrigens war er ein großer Herr, der die Gastfreundschaft in königlicher Weise verstand und nicht wollte, daß man sich in seiner Nähe gedrückt oder beunruhigt fühlte.

Als Epikuräer und Prinz von Geblüt suchte er das Vergnügen für sich und für Andere.

Wenn aber das Wort, welches der Conversation ein Ende gemacht hatte, Herrn von Chavailles viel zu denken gab, so beschäftigte es Herrn von Fourquevaux, der im Lager noch neu war, vielleicht in noch viel höherem Grade.

Von welcher Art war der Wille, welcher dem Herzog von Orleans hindernd im Wege stand? Wie war es möglich, daß er nicht frei über seine Bewegungen gebieten konnte, daß er nicht Herr seiner Handlungen war? Welche höhere Macht als die seine reizte seinen Aerger? Worin bestand jene geheime furchtbare Eigenschaft, welche den doppelten Einfluß unterminirte, den er seiner Eigenschaft als Prinz von Geblüt verdankte? Warum hatte er sich vorgenommen, die Armee zu verlassen, während die Circumvallationslinien von dem Prinzen Eugen bedroht wurden und nur seine Gegenwart den Soldaten einen gewissen Grad von Sicherheit einflößte?

Mußte man in der Niedergeschlagenheit des Herzogs von Orleans das Resultat einer jener im Finstern schleichenden Hofintriguen sehen, deren Tiefe sich aus der Zurückhaltung des Herrn von Riparfonds errathen ließ?

Es war dies ein Geheimniß, welches Herr von Fourquevaux zu durchdringen brannte, und er nahm sich fest vor, nichts unversucht zu lassen, um dazu zu gelangen.

»Wenn es blos gilt zu hören und zu sehen, so würde ich bald die ganze Wahrheit erfahren,« dachte er bei sich selbst.

Verschiedene Familienangelegenheiten hatten den Grafen ziemlich lange von Versailles entfernt gehalten. Die kurze Zeit, welche er dort verweilt, ehe er sich zur Armee begab, hatte ihn nicht in die geheimen Einflüsse einweihen können, welche die Politik des Hofes leiteten.

Jetzt aber, wo er in die Bewegung des thätigen Lebens eintrat, wollte er wissen, was er noch nicht wußte — er wollte sich von dem, was er vermuthete, überzeugen.

Obschon der Herzog von Orleans die Gewohnheit

hatte, niemals Jemand zu empfangen, wenn er bei Tische war, und obschon die Offizianten seines Hauses in dieser Beziehung die bestimmtesten Befehle hatten, so bewog ihn doch diesmal der Ernst der Umstände, von der gewohnten Regel eine Ausnahme zu machen.

Zwei- oder dreimal gingen während des Soupers Botschaften ein. Der Herzog öffnete die Depeschen, durchflog sie mit raschem Blicke, runzelte die Stirne, ertheilte einige Befehle und nahm dann die unterbrochene Conversation wieder auf.

Wie groß aber auch die Courtoisie des jungen Generals war, so war es doch leicht zu errathen, daß seine innere Unruhe mit jeder neuen Meldung stieg.

Endlich ward ihm eine gebracht, bei deren Durchlesen man ihn ein wenig erbleichen sah. Er machte eine Bewegung, wie um aufzustehen, aber er hielt noch an sich, wendete sich zu einem der Pagen, welche bei Tische aufwarteten, und begnügte sich zu fragen, ob der Offizier, der diese Depesche gebracht, noch da sei.

»Ja, Monseigneur,« antwortete der Page.

»Dann möge er eintreten,« antwortete der Herzog von Orleans.

Der Offizier trat ein, verneigte sich tief und blieb stehen.

»Mein Herr,« sagte der Herzog mit einer Stimme, welche er bemüht war ruhig erscheinen zu lassen, die aber doch ein wenig zitterte, »aus Respect vor meinem Range will ich nicht darauf bestehen, aber haben Sie die Güte, dem Herrn Marschall Marchin zu sagen, und merken Sie sich meine Worte genau, — daß ich ihn für Alles, was ge-

schehen wird, verantwortlich mache — für Alles, mein Herr!«

Der Offizier verneigte sich und ging fort, ohne weiter etwas zu antworten.

Dieser eigenthümliche Auftritt hatte die Neugier der Gäste gewaltig rege gemacht. Herr von Fourquevaux und der Marquis von Chavailles wechselten einen Blick, aber keiner von ihnen wagte, nachdem der Offizier sich entfernt hatte, die durch diesen Zwischenfall unterbrochene Conversation wieder anzuknüpfen.

»Das ist ein Souper, welches einen sehr melancholischen Anstrich bekommt,« sagte endlich der Herzog von Orleans, indem er dem Pagen sein Glas hinreichte. »Wollen wir, meine Herren, am Vorabende einer Schlacht nicht heiterer sein, da man ja nicht weiß, ob man morgen Zeit haben wird zu lachen?«

»Einer Schlacht!« rief Herr von Chavailles.

»Ich habe allen Grund zu glauben, daß es nicht lange dauern kann, und wenn die Nachrichten, die ich empfangen habe, sich bestätigen, so wird der morgende Tag ohne Zweifel uns den Prinzen Eugen zeigen.«

»Endlich!« sagte Herr von Fourquevaux, indem er sein Glas bis an den Rand füllen ließ. »Ich lasse die Schlacht leben, meine Herren. Jetzt ist die Stunde, sich zu freuen, und durch Wort und That diese glückliche Nachricht zu feiern.«

»Glauben Sie, mein Herr?« antwortete der Herzog von Orleans.

»Wie viele Bataillone tapferer französischer Soldaten erwarten um uns herum das Signal zum Kampfe, Sie sind

der Commandant dieser tapfern Mannschaften und Sie wollen nicht, Monseigneur, daß ich mich darüber freue?«

Der Herzog von Orleans schüttelte den Kopf.

»Ihre Gesinnungen sind von der Art, wie man sie von einem Edelmanne erwarten muß, mein Herr, und ich danke Ihnen dafür,« hob der Herzog wieder an; »aber ich habe Grund, die Entwicklung von all' diesem zu fürchten. Der Gedanke an diese Schlacht stimmt Sie heiter; muß ich Ihnen bekennen, daß er mich betrübt?«

Keiner der Gäste antwortete.

Herr von Riparfonds ward nachdenklich und die beiden andern sahen den Prinzen fragend an.

Der Herzog von Orleans wendete sich zu Herrn von Riparfonds.

»Ihnen, mein lieber Herzog,« hob er wieder an, »und den Freunden, welche Sie mir zugeführt haben, verdanke ich die einzigen angenehmen Stunden, die ich seit meiner Ankunft in Italien genossen. Es sind dies nun zwei Monate her, und folglich sechzig Tage, welche ich bereue, hierhergekommen zu sein.«

Herr von Fourquevaux konnte eine Geberde des Erstaunens nicht unterdrücken.

»Sie wundern sich darüber, mein Herr,« fuhr der Prinz fort, »und dennoch ist nichts wahrer. Ha, ich würde mich wohl gehütet hattet, das Palais-Royal zu verlassen, wenn ich hätte vermuthen können, daß die Dinge jenseits der Alpen auf diese Weise gingen!«

»Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß sie ein wenig schief gehen,« sagte Hector.

»Ein wenig?« rief der Herzog von Orleans; »ein

wenig? Sagen Sie vielmehr sehr, sagen Sie gänzlich. Sie wissen, mein lieber Herzog,« fuhr er zu dem Herrn von Riparfonds gewendet fort, »ob ich die Gewohnheit habe, mich bei Tische mit ernsten Dingen zu beschäftigen. Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß selbst die nützlichsten von allen zu langweilig seien, um ihnen, nachdem man ihnen den Tag gewidmet, auch noch die Nacht zu opfern. Die vorliegenden aber sind von solcher Art, daß es mir trotz aller meiner Bemühungen unmöglich ist, den Gedanken daran zu verbannen. Die Erinnerung daran verfolgt mich selbst in Ihrer Nähe beim Souper.«

»Es ist keine Frage, daß diese Dinge ihre Zeit übel gewählt haben,« antwortete Herr von Riparfonds mit einem Gemisch von Ernst unnd Ironie.

»Sie haben gut reden!« rief der Herzog von Orleans. »Wenn ich einmal hier meinen Ruf verlieren soll, so kann ich wenigstens verlangen, daß ich ihn verliere, ohne mich zu langweilen.«

»Stehen denn die Dinge so schlimm?« fragte Herr von Fourquevaux ganz verblüfft von dem, was er so eben gehört.

»Ich verstehe mich darauf,« entgegnete der Prinz lebhaft. »Die Dinge gehen so schlecht, als sie gehen können. Wie könnte es auch bei einer Armee, deren Anführer nicht einig sind, anders sein?«

»Sie reden von Anführern; ich glaubte, es gäbe deren nur einen?«

»Ja, dem Ansehen nach, in der Wirklichkeit aber nicht. Und obendrein ist der, welcher die meiste Ehre genießt, das heißt, ich, zugleich der, welcher am wenigsten Autorität be-

sitzt. Die Befehle, die ich ertheile, nimmt man sich nicht die Mühe auszuführen, oder wenn man sich gefällig dazu entschließt, geschieht es ganz verkehrt. Neulich befehle ich, drei Regimenter in die Ebene zu schicken, und man läßt sie im Gebirg herumklettern. Es ist als ob ein Dämon sich darin gefiele, alle meine Projecte zu durchkreuzen und alle meine Combinationen zu vereiteln.«

»Aber ich kenne Leute, Monseigneur, die an Ihrer Stelle diesen Dämon würden erschießen lassen,« sagte Herr von Chavailles ruhig.

Herr von Riparfonds sah seinen Cousin an und lächelte.

»Einen Marschall von Frankreich läßt man nicht erschießen,« sagte er.

»Aber wenigstens läßt man ihn seines Commando's entsetzen,« entgegnete Hector.

»Ah, glauben Sie, mein tapferer Achilles?« rief der Prinz.

»Ja wohl, versteht sich!«

»Und was würden Sie dazu sagen, wenn der Courier, durch welchen ich die Abberufung des Herrn Marchin verlangte, mir die meinige zurückbrächte?«

Hector und Fourquevaux sprangen von ihren Stühlen empor.

»Die Ihrige!« riefen sie wie aus einem Munde.

»Ja, die meinige, meine Herren, in bester Form und von Herrn von Chamillard vorschriftsmäßig unterzeichnet. O ich weiß wohl, daß die ministerielle Depesche mit höflichen Worten und Lobeserhebungen angefüllt sein würde, aber die Abberufung wäre doch außer Zweifel.«

»Sie abberufen — das ist unmöglich!« rief der Graf von Fourquevaux.

»Und warum könnte das nicht geschehen?«

»Ihr Rang! — Der Name, den Sie tragen!«

Der Herzog von Orleans schlug ein lautes Gelächter auf.

»Sie meinen wohl, weil ich ein Prinz von Geblüt bin?« rief er, indem er spöttisch den Mund verzog. »Fragen Sie Herrn von Riparfonds, der Ihr Freund ist, Herr von Fourquevaux, und Ihr Verwandter Herr von Chavailles. Er hat den Hof gesehen, er hat ihn in der Nähe gesehen, er kennt ihn genau. Fragen Sie ihn, welche Rolle dort ein Prinz von Geblüt spielt. Ha, wenn ich ein Prinz aus Bastardblut wäre, so wäre das etwas ganz Anderes, und ich bin sehr ärgerlich, daß ich nicht ein wenig Sohn von Madame von Montespan bin. Ein Prinz von rechtmäßigem Geblüte aber, ein Prinz, der die Ungeschicklichkeit besitzt, etwas durch sich selbst zu sein, und von der Königin Anna von Oesterreich abzustammen, wie unser allergnädigster Monarch Ludwig XIV. — o, meine Herren, ein solcher taugt höchstens zu Hetzjagden in dem Walde zu Germain, oder um in Marly mit dem König Karten zu spielen und um in den Staatsgemächern von Versailles zu paradiren, aber durchaus nicht, um nach der Weise unseres Ahns Heinrichs IV. Krieg zu führen. Ich versichere Ihnen, daß ich überhaupt nicht weiß, durch welches Wunder ich es so weit gebracht habe. Seien Sie überzeugt, daß viele Dinge, die Ihnen von den Propheten erzählt werden, nicht wunderbarer sind. Sie lächeln, meine Herren! Sehen Sie doch, ob der Prinz von Conti trotz seines großen Muthes, trotz seines Eifers

dem Könige zu dienen, trotz seiner Befähigung zum Waffenhandwerk, trotz seines großen Rufes jemals ein Commando hat erlangen können. Warum heißt er nicht Herzog von Maine oder Graf von Toulouse — dann hätte er deren zwei bekommen. Was mich betrifft, so gibt es Tage, wo ich glaube, daß ich meine Ernennung der Hoffnung verdanke, die man in Versailles hegte, mich eine Schlacht verlieren zu sehen. Es ist dies übrigens sehr klug gedacht, und ich bemerke auf meine Kosten, daß man dort das Verdienst der Leute, in deren Nähe man mich gestellt hat, sehr gut kennt.«

»Aber Sie werden diese schändlichen Hoffnungen Lügen strafen!« rief Hector.

»Ich werde allerdings mein Möglichstes thun, nicht in der Hoffnung auf Erfolg, sondern um der Ehre meines Namen willens. Ha! mit welchem Entzücken reiste ich ab und wie freudig hoffte ich, Ihnen zu beweisen, was man an der Spitze einer so tapfern Armee leisten kann. Der Herr Marschall hat es nicht gewollt und Herr de la Feuillade eben so wenig. Ein Dummkopf und ein Intriguant! Es kann Ihnen das seltsam erscheinen, meine Herren, aber glauben Sie mir, ich trage die Strafe meines Namens. Herr von Chamillard liebt mich nicht und Frau von Maintenon verabscheuet mich. Was soll ich thun, da ich so zwischen Minister und Favoritin eingekeilt sitze wie in einem Schraubstocke? In Versailles mangelt mir die Unterstützung und in Turin stehen mir tausend Hindernisse entgegen.«

»Zertrümmern Sie dieselben, Monseigneur!« rief Herr von Fourquevaux, der gerne bei allen Gelegenheiten den Rath gab, es so zu machen, wie Alexander mit dem gordischen Knoten.

Der Herzog von Orleans zuckte die Achseln.

»Sie vergessen, mein Herr, das Capitel von den geheimen Instructionen. Weiß ich wohl, ob Herr Marchin nicht Befehl hat, ohne mich und im Nothfalle sogar gegen mich zu handeln? Sein Benehmen gibt, obschon es sehr höflich ist, mir Grund, es zu glauben. Er grüßt mich schon, wenn er mich nur von Weitem erblickt, und spricht nie anders mit mir als mit den Beweisen der größten Achtung und Ehrerbietung, das aber, was er beschlossen hat, geht stets dem vor, was ich bestimme. Ich tobe deswegen, aber er handelt und handelt so gut, daß wir endlich werden geschlagen werden. Dies ist der Grund, weshalb ich die Armee verlassen und wenigstens meinen guten Ruf retten wollte.«

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein, während dessen jeder der Gäste sich mit seinen eigenen Gedanken unterhielt.

Alles was Herr von Chavailles so eben gehört, öffnete seinem Geiste unbekannte Perspectiven, deren Tiefe er nicht zu ergründen vermochte. Er hatte niemals viel an den Hof gedacht, denn er glaubte nicht, daß sein Schicksal ihn jemals dorthin rufen würde; die Enthüllungen aber, welche der Herzog von Orleans sich durch die Heftigkeit seiner Gemüthsbewegung und vielleicht auch durch den geheimen Einfluß der Umstände und der Stunde entreißen ließ, zeigten ihm den Hof als einen mit Fallstricken aller Art besäten furchtbaren Ort.

Was war das für ein Land, wo so viele geheimnißvolle und mächtige Einflüsse sich geltend machten, wo selbst die hochgestelltesten Häupter davor nicht sicher waren? Ein unaussprechliches Verlangen und eine geheimnißvolle Scheu

bemächtigten sich Hectors zu gleicher Zeit. Er fürchtete sich dorthin zu begeben, und sehnte gleichwohl auch den Augenblick innigst herbei.

»Ja, ich wollte abreisen,« hob der Herzog von Orleans zu Hector gewendet, wieder an, »und nur Ihre Dazwischenkunft hat mich daran gehindert.«

»Dann wünsche ich mir im Interesse der Armee Glück dazu, Monseigneur.«

»Damit bin ich einverstanden, wenn Sie eine so gute Meinung von mir haben, aber hüten Sie sich wohl, mir Glück zu wünschen. Der Ausgang der nächsten Schlacht wird vielleicht meiner militärischen Carrière ein Ende machen, und diesen schönen Ausgang werde ich dem Herrn de la Feuillade und der Unerfahrenheit des Marschalls Marchin zu verdanken haben.«

Der Prinz sprach diese letzten Worte mit einer Bitterkeit, welche Hector stutzig machte. Die Sympathie, welche er schon für den Herzog von Orleans empfand, ward dadurch nur noch höher gesteigert. Beide hatten Unglück gehabt; Jugend, Muth und Feuer waren ihnen gemeinsam — das Unglück knüpfte noch ein neues Band zwischen ihnen.

Der Prinz errieth Hectors Gemüthsbewegung und dankte ihm durch einen von Traurigkeit durchdrungenen Blick, der ihm sonst nicht eigen war.

»Aber,« rief Herr von Chavailles, »weiß denn König Ludwig XIV. dies Alles?«

»Der König! O, der König läßt sich durch eine solche Kleinigkeit nicht aus seiner gewohnten Ruhe bringen,« ant-

wortete der Herzog von Orleans, indem er seinen feurigen Blick über die drei Herren schweifen ließ.

»Aber Sie gehören zu seinem Geblüte und der trübe Glanz des Unglücks, welches Sie voraussehen, wird auch auf seine Krone zurückfallen,« hob Hector wieder an, der nicht umhin konnte, trotz der stummen Mahnungen des Herrn von Riparfonds auf seiner Absicht zu bestehen.

»Er steht zu hoch, als daß ihn irgend etwas erreichen könnte! Alle Ereignisse, welche sich auf Erden zutragen, und so wichtig sie auch sein mögen, reichen nicht bis an die erste Stufe seines Throns. Der König ist Ludwig XIV., das heißt der größte, strahlendste und stolzeste Monarch der Welt — derselbe, der durch das Geräusch seiner Triumphe die Fama selbst ermüdet hat. Europa könnte in Trümmer zusammenbrechen und Frankreich untergehen, so würde doch Se. Majestät Ludwig XIV. dieses Namens unerschütterlich aufrecht stehen bleiben, wie der Mann, von welchem Horaz spricht: »Er ist ein König, der sich in sein Königthum hüllt, wie Jupiter in seinen Donner.« Was fragt er nach den Ungerechtigkeiten, nach der Verachtung des Geblüts, nach dem Ruine der ältesten und größten Häuser, nach der Insolenz frecher Emporkömmlinge, nach der Dreistigkeit gemeiner Bedientenseelen, welche die Gefälligkeit der Frau von Maintenon in Minister verwandelt, nach der Demüthigung der Offiziere und der Edelleute, welche gezwungen sind, unter durch ihre Niederträchtigkeiten groß gewordenen Generalen zu dienen? Der König weiß nichts und will nichts wissen. Versailles ist sein Olymp und wie ein Gott badet er sich hier in seiner Majestät.« 1636–1715

»Ich kenne aber Leute, die noch schlimmer sein wür-

den, wenn das Glück ihnen eine ähnliche Stellung angewiesen hätte,« sagte Herr von Riparfonds kalt.

Diese wenigen Worte äußerten auf das Gemüth des Prinzen die Wirkung eines auf glühende Kohlen gegossenen eiskalten Wassers.

»Der Herr Herzog hat Recht,« sagte er; »das Gute kommt vom König und das Ueble, was er thut, gibt man ihm erst ein.«

»Der König hat einen gerechten und biedern Sinn und ein edles Herz,« setzte Herr von Riparfonds hinzu, aber wie wäre es möglich, daß sein Gemüth sich nicht verirrte unter den Rathgebern, die ihm schmeicheln, den Ministern, die ihn hintergehen, den Höflingen, die ihn belügen, den Sclaven, die ihn belagern? Ist er wohl Herr seines Gedankens und kann er immer thun, was er wünscht? Er liebt die Wahrheit, aber man läßt ihn den Irrthum üben. Auf der Höhe, zu welcher er gelangt ist, wird der Geist leicht geblendet und selbst die festesten Genies sind leider nicht immer Meister ihrer Handlungen. Ist dieser große König nicht daran gewöhnt worden, Frankreich unter seiner Hand zucken, Europa seine Bewegungen erspähen, das gehorsame Glück ihm folgen und den stolzesten Willen sich vor seinen Wünschen beugen zu sehen? Hat Gott nicht jenes Wunder gethan, seinen Thron mit den größten Feldherren, den berühmtesten Dichtern, den gelehrtesten und tugendhaftesten Prälaten, kurz mit einer Anzahl Männer zu umgeben, die wegen ihrer Gelehrsamkeit, Tapferkeit, Fähigkeiten und mannigfaltigen Kenntnisse so berühmt sind, daß man, um auf ein gleiches Phänomen zu stoßen, zum Zeitalter des Augustus zurückgehen müßte! Wenn Ludwig der Vierzehnte nicht der älteste Sohn der

Kirche wäre, so werden Sie selbst gestehen, meine Herren, daß er ein Recht hätte, sich als zum Geschlechte Jupiters gehörig und als einen Halbgott zu betrachten. Gehen Sie um einige tausend Jahre zurück, denken Sie sich, Paris sei Athen und Frankreich sei Griechenland und er wird seinen Platz auf dem mythologischen Olymp einnehmen. Ludwig ist der Erstgeborne jenes großen Geschlechts der Bourbonen, im Vergleiche zu welchem die andern königlichen Familien wie Gesträuche neben einer Eiche sind, und dies genügt ihm.«

»Und bei Gott! Er hat auch Recht damit zufrieden zu sein!« rief der Herzog von Orleans, indem er seinen Groll plötzlich vergaß. »Welcher Edelmann würde nicht in Carl dem Fünften einen Fürsten, der sich auf's Königthum verstand, sehen! Wenn ich Gott der Vater wäre, so würde ich meinen ältesten Sohn zum König von Frankreich machen. Darum trinken wir auf die Gesundheit des Königs von Frankreich, meine Herren — es lebe der König!«

Hector, Paul Emil und Guy leerten ihre Gläser.

»Was mir an Ludwig dem Vierzehnten besonders gefällt, ist der Umstand, daß er immer die hübschen Frauen geliebt hat,« hob Herr von Fourquevaux wieder an.

»Ihre Bemerkung ist ein Glaubensbekenntniß,« sagte der Herzog von Orleans lachend.

»Das will ich nicht in Abrede stellen. Das Leben ist so eintönig, daß, wenn man es nicht ein wenig aufheiterte, man vor Langeweile umkommen müßte. Was mich, Paul Emil, Phöbus von Montvert, Grafen von Fourquevaux, betrifft, so halte ich Jeden für einen Ungläubigen, der den

Damen nicht sein ganzes Herz, seine ganzen Gedanken und seine ganze Zeit widmet.«

»Da wollen Sie mich wohl gar zu einem Türken stempeln?« bemerkte Herr von Riparfonds lächelnd.

»O, Sie! Sie kennt man — Sie sind kein Mensch!«

»Wie?«

»Sie sind ein Weiser und erfreuen sich aller Vorrechte, welche mit diesem Stande verbunden sind. Sie besitzen das Recht, ernst zu sein, Predigten zu halten, zu den Versammlungen der Leute, welche für die moralischsten in ganz Frankreich gelten, Zutritt zu haben, in ihrer Sittenstrenge einherzuwandeln wie ein Bischof in seiner Stola, im Geheimen der Neid und die Verzweiflung aller Mütter zu sein, welche Sie für ihre Töchter wünschen, unerklärliche Dinge zu erklären und die Philosophie fortwährend zu üben, als ob Sie dieselbe erfunden hätten. Wir Narren dagegen, die wir weiter nichts besitzen, als höchstens unsere fünfundzwanzig Jahre, unsere Thorheit und ein leichtbewegliches Herz, was sollte aus uns werden, wenn das freundliche Glück uns nicht einige jener Töchter Eva's reservirte, welche lüstern nach verbotenen Früchten sind, wie es in civilisirten Ländern sein muß? Ich kenne keine andere Zerstreuung für die Melancholie unseres Daseins und wenn dieser letztere Trost uns geraubt wird, so sollten Sie sehen, daß ich ein Mönchsgewand anlegte und mich in eine Einöde vergrübe. Wenn ich überlege, welches Schicksal man uns an diesem Orte der Verbannung, den man die Erde nennt, bereitet hat, so erfaßt mich ein wüthender Eifer, den schönen Frauen Altäre zu errichten, um ihnen dafür zu danken, daß sie sich dazu verstanden haben, einen so jammervollen Ort zu bewohnen. Ach, meine

Herren, was für ein gutes Herz müssen sie haben, daß sie ohne allzugroße Ungeduld unsere Reise in einem so unangenehmen Lande theilen! Einige treiben die Gefälligkeit sogar so weit, uns glauben zu machen, daß es ihnen in unserer Gesellschaft gefalle. Eine solche Aufopferung verdient unsere ganze Liebe, und ich für meinen Theil bin ganz erstaunlich bereit, ihnen nichts von dem zu verweigern, was ihnen von Rechtswegen gebührt.«

Paul Emil leerte sein Glas und sah Hector an, der aber kein Wort sprach.

»Herr von Chavailles,« hob er nach einer kurzen Pause an, »spielt den Schüchternen und Schweigsamen, aber er sieht mir ganz so aus, als dächte er über diese Sache gerade so wie ich. Sie haben doch auch irgendwo eine Mondana, mein schöner Cyrus?«

»Das sind delicate Angelegenheiten, welche ich noch nicht Zeit gehabt habe zu studiren,« antwortete Hector, ein wenig erröthend.

»Diese Dinge lernen sich, ohne daß man studirt, und ich kenne in dieser Beziehung Leute, welche gleich von vornherein eine wunderbare Wissenschaft besitzen. Im Nothfalle, und wenn Sie Lehrer brauchen,« sagte Herr von Riparfonds, »so weiß ich ganz vortreffliche, die nicht weit sind.«

»Das geht auf mich,« unterbrach ihn der Prinz. »Was habe ich Ihnen denn gethan und warum greifen Sie mich an?«

»Sie erkennen sich also?«

»Der Philosoph sagt: Kenne Dich selbst!«

»Und Sie kennen sich wirklich?« sagt Herr von Fourquevaux lachend.

»Der Herr Herzog besitzt einen ungemeinen Scharfsinn,« fuhr Herr Riparfonds fort.

»Was wollen Sie sagen, alter Freund!« hob der Prinz wider an, »man muß doch wenigstens eine gute Eigenschaft haben, wenn einem so viele Mängel beigemessen werden.«

So weit waren die Herren in ihrer Conversation gekommen, als ein diensthabender Offizier eintrat, um dem Herzog von Orleans zu melden, daß ein Parteigänger draußen stehe, der um die Ehre bäte, vorgelassen zu werden. Er hat mir dieses Zettelchen übergeben und bestand darauf, daß es Ihnen sofort eingehändigt würde,« setzte der Offizier hinzu.

Der Prinz las rasch das Papier und erhob sich.

»Lassen Sie ihn hereinkommen,« sagte er zu dem Offizier, der sich wieder entfernte.

»Meine Herren,« hob der Herzog wieder an, indem er sich zu seinen Gästen wendete, während kriegerisches Feuer aus seinen Augen strahlte, »wenn das, was dieser Parteigänger mir meldet, wahr ist, so werden wir bald etwas erleben.«

Fünftes Capitel.

Glück und Unglück.

Es dauerte nicht lange, so trat der Parteigänger ein. Er war mit Schmutz und Staub bedeckt und schien ermüdet wie ein Mensch, der einen weiten Weg gemacht hat.

»Sie sagen, mein Herr,« rief der Herzog von Orleans, sobald er ihn erblickte, »daß der Prinz Eugen sich anschickt, einen Angriff auf uns zu machen?«

»Ich sage, Monseigneur, daß der Prinz Eugen das Schloß Pianezza angreift und daß er wahrscheinlich, nachdem er die Doira passirt hat, gegen das Lager marschiren wird.«

»Haben Sie den Kampf gesehen?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Ist es gewiß, daß das Schloß Pianezza sich nicht halten wird?«

»Dies ist so ziemlich sicher.«

»Der Prinz Eugen ist ein Mann, der sich vor einem Fluß nicht fürchten, sondern unversehens über unsere Linien herfallen wird.«

»Wie ein Wolf über einen Schafstall,« sagte der Parteigänger.

»Ich danke, mein Herr. Ihre Meldung soll nicht umsonst geschehen sein. Der Prinz Eugen wird finden, mit wem er zu sprechen hat.«

Nachdem der Parteigänger sich wieder entfernt hatte, wendete der Herzog von Orleans sich zu den drei Edelleuten.

»Nach dem Souper der Tanz, meine Herren,« sagte er, »machen wir uns bereit, diese Leutchen gut zu empfangen.«

»Wir werden also nun ein kleines Amüsement haben!« rief Herr von Fourquevaux. »Es war aber auch die höchste Zeit.«

»Sie sprachen von einer durch den Prinzen Eugen ausgeführten Bewegung — wäre es nicht gerathen, den Mar-

schall davon in Kenntniß zu setzen?« sagte Herr von Riparfonds.

»Das stehe ich eben im Begriffe zu thun,« antwortete der Herzog von Orleans.

»Ich eile zugleich zu meinem Regimente — ich kenne die Krone — sie wird die erste sein im Feuer und ich will dabei nicht fehlen,« rief Herr von Chavailles.

Jeder stieg zu Pferde. Hector sprengte nach der einen Richtung fort, der Herzog von Orleans mit Paul Emil und Guy nach der andern.

Der Marschall Marchin lag schon im tiefen Schlafe, als der Herzog von Orleans bei ihm eintrat. Die Fenster waren geschlossen und die Vorhänge zugezogen.

»Herr Marschall,« sagte der Herzog, nachdem er ihn aufgeweckt, »der Feind ist im Anzuge.«

»Der Feind!« rief Herr Marchin, indem er sich die Augen rieb.

»Ja, der Prinz Eugen, mein Herr, und Sie wissen, daß dies ein General ist, der rasch in's Zeug geht.«

»Das sagt man allerdings, aber er ist ja noch so weit!«

»Er steht unter den Mauern des Schlosses Pianezza, welches er angreift.«

»Ach lieber gar!«

»Und wenn er es genommen haben wird, was gar nicht lange dauern kann, so wird er gegen uns marschiren. Kommen wir ihm zuvor, eilen wir ihm entgegen und benützen wir einen schwierigen Fluß, den er zu passiren hat, um ihn zu überraschen und zurückzuwerfen.

»Das ist Alles wunderschön combinirt, aber was kann es nützen?«

Der Herzog von Orleans stutzte.

»Sollte ich mich nicht deutlich ausgedrückt haben, oder haben Sie mich vielleicht falsch verstanden?« hob er wieder an.

»Durchaus nicht — Sie sprachen vom Prinzen Eugen.«

»Ja, nun?«

»Ich glaube nicht daran.«

»Wie? Sie glauben nicht an den Prinzen Eugen?«

»Nein, doch; er steht wenigstens zehn Lieues von hier und Truppen im Felde verschlucken zehn gute Lieues nicht wie Sie und ich eine Schnepfe verschlucken. Und übrigens so tapfer der Prinz Eugen auch sein mag, so ist er doch nicht der Mann, der sich auf unsere Linien würfe, blos um sich schlagen zu lassen.«

»Das ist auch sicherlich nicht seine Absicht und man kann sogar versichern, daß er eine völlig entgegengesetzte hegt,« murmelte Herr von Fourquevaux.

Der Marschall sah den Edelmann an und lächelte.

»Herr Marschall, werfen Sie gefälligst einen Blick auf dieses Billet,« hob der Herzog von Orleans wieder an, indem er das Papier, welches der Parteigänger ihm zugestellt, aus der Tasche zog.

»Was beweist das?« fragte der Marschall, nachdem er das Billet durchflogen.

»Nun, das scheint mir doch ziemlich klar zu sein. — Der Parteigänger hat Alles mit seinen eigenen Augen gesehen.«

»Er hat sich getäuscht!«

»Das nenne ich doch eine wunderbare Sicherheit,«

sagte Herr von Fourquevaux leise zu Herrn von Riparfonds. »Er ist sehr lächerlich dieser wackere Mann, aber gestehen Sie, daß er auch sehr amüsant ist.«

»Er könnte es sein, wenn seine Starrköpfigkeit nicht das Leben von einigen tausend wackeren Leuten in Gefahr brächte,« entgegnete Herr von Riparfonds in demselben Tone.

Eben als er die letzten Worte sprach, trat ein Offizier Namens Saint-Nectaire ein, und bestätigte die von dem Herzoge von Orleans gemachten Mittheilungen in ihrem vollen Umfange.

»Da hören Sie es!« rief der Prinz.

»Ach, was da! Ich behaupte aber, daß es unmöglich ist,« antwortete der Marschall.

»Herr Marschall,« entgegnete der Herzog von Orleans, der unerhörte Anstrengungen machte, um seine Ungeduld zu bemeistern, »wenn man einen Mann wie den Prinzen Eugen vor sich hat, so ist unmöglich ein Wort, dessen man sich durchaus nicht bedienen darf.«

»Ach, lassen Sie ihn doch. Wir sind im Waffenhandwerke älter als er — man hat Ihnen falsche Meldungen gemacht und Sie thun sehr unrecht daran, daß Sie denselben Gehör schenken. Gehen Sie wieder nach Hause, bleiben Sie ruhig und seien Sie versichert, daß nichts von dem geschehen wird, was Sie fürchten.«

Mit diesen Worten erhob sich der Marschall, um die Unterhaltung abzubrechen.

»Wenn wir auf den Feind stoßen wollen, ehe er die Doira passirt hat, so ist kein Augenblick zu verlieren,« wagte der Offizier zu bemerken.

»Dazu ist es morgen noch vollauf Zeit,« fuhr der Marschall fort.

Der Herzog von Orleans stampfte mit dem Fuße.

»Machen Sie was Sie wollen, mein Herr. Was mich betrifft, so mische ich mich in nichts mehr!« rief er.

Und indem er dem Marschall ohne Weiteres den Rücken wendete, verließ er das Zimmer.

Der Prinz ritt, ohne weiter zu sprechen, im langsamen Schritt nach Hause zurück.

Zuweilen warf er einen lebhaften Blick auf die zerstreuten Truppen, unter welchen sich schon eine lebhafte Aufregung kund gab, und biß sich auf die vom Zorne ein wenig bleich gewordenen Lippen. Dann senkte er das Haupt und ritt langsam weiter.

»Ha, es ist doch ein eigenthümlicher Kauz dieser Marschall Marchin,« sagte Paul Emil, indem er dem Herzoge von Orleans folgte. »Ich möchte wissen, wie eine so große Starrköpfigkeit in einem so kleinen Körper wohnen kann.«

»Glauben Sie denn, es bedürfe sehr großer Gefäße, um die schlechtesten Gifte zu enthalten?« antwortete Herr von Riparfonds.

»Was mir bei der ganzen Sache am meisten mißfällt, ist, daß wir eine Gelegenheit zu einem Angriffe in der Ebene versäumen. Ich habe gerade ein neues Pferd, welches Wunder verrichtet haben würde.«

»O, anstatt vorwärts anzugreifen, wird er es rückwärts thun.«

»Theilen Sie diese philosophische Bemerkung dem

Herrn Herzoge von Orleans mit — dies wird ihn vielleicht ein wenig aufheitern.«

»Da wir vom Herzoge von Orleans sprechen, fangen Sie an zu begreifen?« fragte Guy, indem er sich zu Paul Emils Ohr neigte.

»Ein wenig. Sicherlich ist bei dem Handwerke eines Prinzen von Geblüt nicht Alles rosenfarben.«

Kaum war der Herzog von Orleans in sein Zimmer zurückgekehrt, als mehrere Generale sich bei ihm einfanden, und ihn eifrig aufforderten, wieder zu Pferde zu steigen.

»Wozu? Ich habe so eben den Ambos gesehen, der durchaus keine Lust hat, sich von der Stelle zu bewegen,« sagte er, indem er den Marschall Marchin meinte. »Jetzt sind Sie an der Reihe, meine Herren; machen Sie dem Hammer Ihren Besuch.«

»Herr von Feuillade!« entgegnete einer der Generale. »Beten wir, daß er uns vergesse, und wir werden seiner sehr wohl entbehren können.«

Mittlerweile kamen die Meldungen von allen Seiten und wurden von Emissären überbracht, die Alles gesehen hatten.

»Der Prinz Eugen hat das Schloß Pianezza genommen,« sagte der Eine.

»Der Prinz Eugen ist über die Doira gegangen,« sagte der Andere.

»Der Prinz Eugen marschirt gegen das Lager,« hob ein Dritter wieder an.

»Der Prinz Eugen wird bald den Linien gegenüber sichtbar sein,« setzte ein Neuankommender hinzu.

Die Stabsoffiziere drangen, so wie diese Nachrichten

aufeinander folgten, immer lebhafter in den Herzog von Orleans.

An seinem Mienenspiele errieth man, daß ein lebhafter Kampf in ihm stattfand. Einerseits ward er durch ein angebornes Feuer und den Wunsch getrieben, Leuten, die nun bald in Verlegenheit kommen mußten, zu Hilfe zu eilen. Andererseits ward er durch die Demüthigung zurückgehalten, welche der Marschall Marchin ihm soeben zugefügt. Endlich jedoch behielt sein Muth die Oberhand.

»Im Grunde genommen, was kommt darauf an, ob ich auf einem Bette oder in einem Sattel sitze,« sagte er, indem er der Bitte der Offiziere nachgab und ihnen folgte.

»Gott sei Dank — nun kommen wir endlich einmal aus der Herberge heraus!« sagte Herr von Fourquevaux.

Herr von Riparfonds schüttelte den Kopf.

»Es ist ein wenig spät,« sagte er.

Während der Herzog von Orleans und seine Begleiter in langsamem Tritte an der Spitze des Lagers hinritten, langten sie vor dem Regiment der Krone an, welches auf die Meldung, die ihm Herr von Chavailles gebracht, eines der ersten gewesen war, die sich in Schlachtordnung gestellt hatten.

Herr von Chavailles hielt schon in Reih und Glied neben Coq-Héron, der den Säbel in der Hand, sich so steif und unbeweglich hielt wie ein Pfahl.

An der Haltung des Herzogs von Orleans errieth Hector, daß der Besuch bei dem Marschall Marchiu das Resultat gehabt hatte, den Prinzen wieder auf seinen ersten Entschluß zurückzuführen.

Die That ging bei ihm stets dem Gedanken voraus,

und ehe er noch über das, was er thun wollte, nachgedacht, ritt er ein paar Schritte aus dem Gliede heraus und rief den Herzog von Orleans mit lauter Stimme.

»Ist dies Ihr Versprechen, Monseigneur?« rief er. »Der Prinz Eugen rückt an und Ihr Degen steckt noch in der Scheide?«

Der Herzog von Orleans erkannte die Stimme seines Gastes; ein Blitz leuchtete aus seinen Augen und er grüßte Herrn von Chavailles durch eine Handbewegung.

»Mein Herr Marquis,« sagte er, »ich halte mehr, als ich versprochen habe. In die Linien, meine Herren, und Gott befohlen!«

In dem Augenblicke, wo er diese letzten Worte sprach, kam der Marschall ganz bestürzt und außer sich, wie ein Mensch, der seiner Vernunft nicht mehr Herr ist, auf ihn zugeeilt.

Der Herzog von Orleans streckte den Arm nach der Ebene aus, zeigte mit der Spitze seines Degens auf eine schwarze Masse Truppen, welche in guter Ordnung heranrückte, und rief:

»Nun, Herr Marschall, glauben Sie nun an den Prinzen Eugen?«

»Ja! ja!« rief der Marschall; »ich sehe ihn; er ist es wirklich. Was sollen wir thun?«

»Ihn erwarten, da es nicht mehr Zeit ist aus dem Lager herauszurücken und das Beste zu thun, was wir hätten thun können.«

Die ersten Colonnen des Prinzen Eugen näherten sich mittlerweile bis auf Kanonenschußweite und begannen den Angriff.

Es war jetzt zehn Uhr Vormittags. Um drei oder vier Uhr Nachmittags war die französische Armee im vollen Rückzuge begriffen, der Marschall Marchin getödtet und der in der Hüfte und am Handgelenke verwundete Herzog von Orleans überließ die Führung der Regimenter dem Herzog de la Feuillade.

Ein unerhörtes Zusammentreffen verhängnißvoller Umstände, die Sorglosigkeit der beiden Generale, welche Herr von Chamillart mit der Operation der Belagerung beauftragt hatte, die Geckenhaftigkeit des Herzogs de la Feuillade, die Verblendung des Marschalls Marchin und eine unglaubliche Reihenfolge von unklugen Maßregeln hatten diese Niederlage beschleunigt.

Italien war für den Enkel Ludwigs XIV. verloren.

Die Armee nahm die Richtung nach den Alpen, indem sie Piemont dem Prinzen Eugen überließ.

Tiefes Schweigen herrschte in den vom Tode gelichteten Reihen. Die Soldaten marschirten mit gesenktem Haupte und sahen sich zuweilen um, als ob sie der Provinz, welche sie durch die Ungeschicklichkeit und Trägheit ihrer Anführer verloren, ein letztes Lebewohl zurufen wollten.

In der Ferne hörte man den Donner der Artillerie, welche die Arrieregarde verfolgte, und auf den Flanken der Colonne das Knattern des Musketenfeuers, welches durch die feindlichen Tirailleurs unterhalten ward.

Der halb liegend in seiner Sänfte sitzende Herzog von Orleans war von einigen Offizieren umgeben. Erschöpft vom Schmerze seiner Wunden und von den langen Anstrengungen, die er gemacht, um den Kampf wieder herzustellen und dann wenigstens die Ordnung zu bewahren, beobachtete er ein

hartnäckiges Schweigen, seitdem die Stabsoffiziere, seine letzten Befehle mißverstehend, die Truppen in der Richtung nach Frankreich zurück, anstatt in das Gebiet von Mailand geführt hatten.

Er schien entschlossen zu sein, sich um nichts mehr zu bekümmern und dem Zufalle die Sorge zu überlassen, die Armee zu retten.

Der Herzog von Riparfonds ritt neben ihm, nicht weniger schweigsam, aber ruhiger, eine Anzahl Edelleute bildete sein Gefolge und zu diesen gehörten auch die Herren von Chavailles und von Fourquevaux.

Die Kleider der beiden jungen Herren trugen die Spuren von dem Antheile, den sie an dem Gefechte genommen. An mehr als zwanzig Stellen zerrissen und mit Blut befleckt, zeigten sie, daß ihre Träger durch ein und dasselbe Feuer beseelt, sich in das dichteste Kampfgewühl geworfen und nicht geschont hatten.

»Das Glück ist Ihnen günstig und Sie werden mich sicherlich stets besiegen,« sagte plötzlich Paul Emil, nachdem er seinen Begleiter aufmerksam betrachtet hatte.

»Ich — und warum, wenn ich fragen darf?«

»Ich habe so eben mit der größten Genauigkeit die Löcher gezählt, welche die Kaiserlichen in Ihre Kleider gemacht haben. Ich habe deren fünfzehn gefunden. Ich dagegen besitze deren nur dreizehn, und dann muß ich auch noch, um zu dieser Zahl zu kommen, diesen kleinen Riß mitzählen. Das ist demüthigend.«

»Sie sehen auf das Kleid; ich dagegen sehe auf den Degen — der Ihrige ist roth bis an das Gefäß.«

»Allerdings ist mein gelbes Band ein wenig purpurn

geworden. Ich werde eine Dame von Grenoble bitten, mir sieben oder acht Ellen zu liefern, um diesen Schaden wieder gut zu machen.«

»Man sagt allerdings, daß diese Damen sehr mitleidig seien, und Sie werden ganz gewiß zwei oder drei darunter finden, die sehr gerne bereit sind, Ihnen diesen kleinen Dienst zu leisten.«

»Das ist nicht gewiß, Sie sind zugerichtet wie ein Dieb und ich habe sehr das Aussehen eines Banditen. Wir werden uns bei unserem Einzuge in die Hauptstadt der Dauphiné durchaus nicht sonderlich ausnehmen.«

»O verzweifeln Sie nicht sogleich, Herr Graf! Gelbe Bänder findet man überall. Was mein Kleid betrifft, so glaube ich, daß wohl noch eines in Ihrer Equipage zu finden sein wird.«

»In meiner Equipage! Ach, Sie machen die Rechnung ohne die Croaten, mein lieber Marquis. Von meinen sechs großen Lakeien ist mir auch nicht eine Tresse geblieben, und wo jetzt meine Equipagen sind, das weiß der Teufel.«

»Ich weiß es auch,« antwortete Coq-Héron in jenem dumpfen Tone, der ihm unter kritischen Umständen eigen war.

»Du, mein Junge? und was weißt Du davon?« entgegnete Paul Emil.

»Wenn ich sage, daß ich es weiß, so weiß ich es auch wirklich. Warum sollte ich es sagen, wenn ich es nicht wüßte?«

»Du sprichst wie ein Buch und es ist ein wahrer Genuß, Dich zu hören. Also, mein Freund, erkläre Dich. Du sagtest, daß meine Equipagen —«

»Da sind, kaum hundert Schritte von uns, nicht weit von denen des Herrn Herzogs von Orleans.«

»Dann bist Du also es, der sie gerettet hat?«

»Parbleu! Wollen Sie vielleicht, daß es Ihre sechs großen Lakeien gewesen seien?«

»Nun, offen gestanden, so scheint mir, daß dies von ihrer Tapferkeit nicht zu viel verlangt gewesen wäre.«

»Sie sind noch sehr jung, Herr Marquis,« entgegnete Coq-Héron mit gelehrter Miene.

»Das ist wohl wahr, mein Freund, aber erzürne Dich deswegen nicht — Jeder ist so alt, als er kann.«

»Sie werden diesen Fehler auch allmälig gut machen.«

»Davon bin ich selbst überzeugt. Aber sage mir, Coq-Héron, warum Du, da Du einmal Equipagen retten wolltest, nicht auch an die deines Herrn gedacht hast?«

Coq-Héron zog eine fürchterliche Grimasse.

»Ist das ein Scherz, mein Herr?« rief er.

»Durchaus nicht. Ich spreche in vollem Ernste.«

»Man sieht wohl, daß Sie Herrn von Chavailles nicht kennen. Es ist schon lange her, daß er in Folge seiner Ersparnisse mich in die Nothwendigkeit versetzt hat, über nichts mehr zu wachen. Da, wo nichts ist — Sie wissen doch?«

»Ja wohl.«

»Als ich sah, daß die Schlacht entschieden verloren war, eilte ich nach den Equipagen, auf welche sich bereits ein Trupp Plünderer geworfen hatte. Ihre sechs großen Lakeien —«

»Du hast sie also gesehen?«

»Ja wohl — sie liefen in der Ebene herum wie Rebhühner. Ich schlug einem Croaten, der so eben auf Ihr

Gepäck gesprungen war, den Schädel ein, rief einige gerade vorüberkommende Soldaten herbei und rettete auf diese Weise Ihre Equipagen aus dem Gewühle.«

»Ich danke Dir, mein wackerer Freund.«

»O, nicht Ursache.«

»O doch, weißt Du wohl, daß ich ohne Dich bei meiner Ankunft in Grenoble das Aussehen eines Landstreichers haben würde? Dank deiner Tapferkeit habe ich nun Bänder und Kleider zum Wechseln, und man wird sich zeigen können, ohne daß die Leute sich vor einem fürchten.«

»Das hat mich eben bestimmt.«

»Ah!«

»Ich dachte, wenn Sie ein wenig von Allem hätten, so würden Sie wohl auch etwas für meinen Herrn haben, der nichts hat.«

Die beiden jungen Edelleute schlugen über diese Bemerkung ein lautes Gelächter auf.

Wenn Herr von Chavailles auch viel Stolz besaß, so besaß er doch dagegen keine Eitelkeit, und Dinge dieser Art konnten ihn nicht in Verlegenheit setzen.

Uebrigens hatte die Bekanntschaft der beiden jungen Leute, durch die Umstände, in welche sie sich versetzt sahen, befördert, einen so vertrauten Charakter angenommen, daß dergleichen Scherze wohl erlaubt waren.

»Lachen Sie so viel Sie wollen,« fuhr Coq-Héron fort, »meine Idee ist ganz vortrefflich.«

»So gut, daß ich mich derselben bemächtige,« sagte Paul Emil. »Machen Sie sich gefaßt, mein Freund Hector, sich in Seide zu kleiden und mit wohlriechendem Wasser zu überschwemmen. Wir werden uns bemühen, Grenoble in die

Insel Cytherens zu verwandeln, und wenn Sie geneigt sind, mich bei meinen Projecten zu unterstützen, so gibt es kein Fenstererſteigung, die ich nicht übernehmen möchte. Es ist nicht das Wenigste, was man uns bieten kann, wenn einige Myrthen uns über die Lorbeeren trösten, welche wir nicht gepflückt haben.«

Während man so plauderte, gelangte man nach Oulx, wo die Armee rastete. Die heftigen Schmerzen der Wunde, welche der Herzog von Orleans in dem Handgelenke erhalten, zwang ihn einige Tage in diesem Dorfe zu bleiben. Die übermäßige Niedergeschlagenheit, in welche er den Herzog de la Feuillade versenkt sah, veranlaßte ihn, das Commando wieder zu übernehmen und sich, so zu sagen, zu vervielfältigen, um in den Rückzug der Armee, welchen die Sorglosigkeit der Generale in eine regellose Flucht umzugestalten drohte, wieder einige Ordnung zu bringen.

Das gelang ihm und man machte sich wieder auf den Marsch nach Grenoble, wo der Herzog von Orleans sehr bald mit seinem ganzen Gefolge einzog.

Der Herzog von Riparfonds, Hector und Paul Emil begannen sich nach einem einigermaßen saubern Logis umzusehen, was in einer von Truppen angefüllten Stadt nicht leicht war. Das Wetter war jedoch schön, eine Menge Frauen zeigten sich an den Fenstern, die drei Edelleute waren zu Pferde und Paul Emil fand nicht, daß man sich sehr zu beeilen brauchte.

»Reiten wir im Schritte, meine Herren,« sagte er »Die Stadt scheint mir gut bewohnt zu sein. Eine Stadt, die so viele hübsche Leute auf die Balcons stellen kann, ist unmöglich eine ungastliche Stadt.

Während sie so langsam an den Häusern hinritten, sah Hector, der nach den Fenstern emporschaute, plötzlich hinter einem halbgehobenen Vorhang einen reizenden Mädchenkopf, welcher die Cavalcade mit den Augen verfolgte. Es kam ihm vor, als wenn ihm dieses Gesicht nicht unbekannt wäre; aber wo hatte er es gesehen?

Er konnte sich durchaus nicht darauf besinnen.

Als er den Kopf herumdrehte, um besser zu sehen, erröthete das Mädchen, welches diese Bewegung bemerkte, ein wenig, zog sich zurück und verschwand hinter dem sich senkenden Vorhange.

Coq-Héron, der voranritt, entdeckte endlich eine Herberge, wo man, wenn man sich ein wenig eng behalf, noch ein Unterkommen finden konnte.

»Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie,« rief der Herbergswirth. »Ich habe gerade noch drei Betten, die eines Gottes würdig sind. Selbst in Versailles gibt es keine solchen.«

Die drei Zimmer bestanden aus einem mäßig großen Gemach mit zwei Cabineten, die allerdings ganz sauber möblirt, aber finster waren wie ein Backofen.

»Nun, meine Herren, habe ich Sie belogen?« fragte der Wirth nach einer raschen Besichtigung des Locals.

»Nein, morbleu, und Du kannst keck darauf schwören, daß es dergleichen Betten in Versailles eben so wenig gibt als in Merly!« rief Paul Emil.

Der Wirth, der über diesen zweideutigen Lobspruch ganz entzückt war, entfernte sich.

»Hm!« sagte der Herzog von Riparfonds und zögerte sich zu setzen.

»Ach was da,« sagte Paul Emil, dem noch die reizenden Gesichter, die er soeben gesehen, vor Augen schwebten, »sieht der Zugvogel wohl aufs Nest? Das Zimmer kann nehmen, wer da will, ich für meine Person behelfe mich mit einem der Cabinets.«

Nach dem Souper, welches in dem gemeinschaftlichen Zimmer stattfand und während Hector noch an jenes liebreizende Antlitz dachte, welches an seinen Augen vorübergegangen war wie eine Erscheinung, trat ein Lakei in die Herberge und fragte nach Herrn von Chavailles.

»Das bin ich,« sagte Hector sich erhebend.

Der Lakei übergab ihm ein Billet und wartete.

Hector sah zunächst nach der Unterschrift und las den Namen des Herrn von Blettarins.

»Es war Christine,« dachte er, indem er wieder an die junge Dame dachte, die er am Fenster gesehen und deren Antlitz wie ein leuchtender Stern vor seinem geistigen Auge stand.

Der Inhalt des Briefes lautete dahin, daß Herr von Blettarins, welcher Hector erkannte, als derselbe auf der Straße vorbeigeritten war, ihn bat, in seine Wohnung zu kommen.

»Kommen Sie allein,« sagte Herr von Blettarins zum Schlusse, »und halten Sie Ihren Besuch geheim — ich schicke Ihnen einen vertrauten Mann, der Sie begleiten wird.«

»Hatte ich Unrecht, als ich Ihnen die Gastfreundschaft dieser Stadt rühmte?« rief Paul Emil, während sein Freund den Brief in die Tasche steckte. »Das sieht mir ganz

so aus wie eine galante Herausforderung. Ich wünsche viel Glück dazu!«

Während Paul Emil noch sprach, kam ein Kellner der Herberge mit der Mütze in der Hand auf ihn zu.

»Gnädiger Herr,« sagte er leise, »es steht ein Page unten, der Sie zu sprechen wünscht.«

»Parbleu! Er möge heraufkommen.«

»Das will er eben nicht thun, und wenn Sie mir folgen wollen, gnädiger Herr —«

»Wie! Das riecht ja ganz verteufelt nach einem Abenteuer,« murmelte Herr von Fourquevaux, indem er sich erhob.

Der Kellner führte Paul Emil in ein niedriges Gemach, welches von einer an der Wand hängenden Stocklaterne sehr schlecht beleuchtet ward. Gerade in der Mitte dieses Gemachs stand der Page mit dem Barret auf dem Kopfe und einer Reitgerte in der Hand.

Er war klein, aber gut gewachsen. Herr von Fourquevaux verabschiedete den Kellner durch eine Handbewegung und trat ein.

»Da bin ich,« sagte er. »Kann man erfahren, was Ihr wünschet?«

»Eine Unterredung unter vier Augen,« antwortete der Page, indem er die Arme kreuzte.

Das Licht der Laterne fiel gerade auf sein Gesicht. Paul Emil betrachtete es mit erstauntem Blicke.

»Cydalise!« rief er und fiel dem Pagen um den Hals.

»Warten Sie einen Augenblick!« hob der Page wieder an, indem er sich aus der Umarmung des Herrn von Fourquevaux losmachte. »Sie haben eine etwas lebhafte Weise

Ihre Freude an den Tag zu legen. Der Ort ist aber für derartige Herzensergießungen nicht günstig und ich nehme die Unterredung wieder da auf, wo wir sie gelassen haben. Können Sie mir die geheime Audienz, um die ich Sie bat, bewilligen?«

»Hier? Man sieht wohl, daß Sie den Palast, den ich bewohne, noch niemals besucht haben. Kommen Sie.«

Herr von Fourquevaux ergriff den Pagen bei der Hand und führte ihn eine geheime Treppe hinauf in das Zimmer, welches die Munificenz des Herbergswirthes für ihn in Stand gesetzt hatte.

»Hier,« sagte er, indem er Sydalisen die beiden Cabinette zeigte.

»Zum Teufel!« rief sie, sich das Kinn streichend, »dieser Ort ist sehr häßlich und auch nicht sonderlich bequem.«

»Und überdies befindet sich hier das Schlafzimmer des Herrn von Riparfonds.«

»Guy's, des Philosophen? Dann ergreife ich die Flucht.«

»Und wie steht's mit der geheimen Audienz?«

»Ich gewähre sie Ihnen, anstatt darum zu bitten.«

»Sie sind ein Engel.«

»Das heißt, ich bin ein Weib. Es ist bemerkenswerth, daß die Männer uns dieses Prädicat erst in dem Augenblicke gewähren, wo wir es nicht mehr verdienen. Sie werden doch schweigen?«

»Wie eine Duenna.«

»Ich bin von Paris incognito abgereist, wie eine Prinzessin auf der Reise. Ich muß auch incognito dahin zurückkehren.«

»Das versteht sich.«

Paul Emil ergriff Cydalisens Hand und führte sie wieder in das niedrige Zimmer, wo er sie bat, einen Augenblick zu warten. Als er wieder in die gemeinschaftlichen Zimmer zurückkam, traf er hier Herrn von Riparfonds, der mit Hector plauderte. Ein mit einer brennenden Kerze versehener Lakei schien zu warten, bis sein Herr das Zeichen zum Schlafengehen gäbe.

»Wo zum Teufel kommen Sie denn her? Seit zwei Stunden wartet man auf Sie,« sagte Herr von Riparfonds.

»Ich plauderte mit einem Pagen,« antwortete Paul Emil ruhig.

»Mit einem Pagen? War es auch wirklich ein Page?« fragte Guy lachend.

»Er trug ja die Kleider eines solchen.«

»Nun kommen Sie mit?«

»Der Page, von welchem ich so eben sprach, reist morgen nach meiner Provinz ab. Ich werde diese Gelegenheit benützen, um an meine Eltern zu schreiben, die ich wirklich ein wenig zu oft vernachlässige.«

Herr von Riparfonds sah Paul Emil mit bedeutsamem Blicke an, erhob sich und folgte dem Lakei.

»Dieser Mensch ist trotz seiner Moral schlau wie ein alter Abbé,« murmelte Herr von Fourquevaux.

»Sie bleiben also hier, um zu schreiben?« fragte ihn Hector.

»Leider ja; ein Dutzend Briefe an sieben oder acht Onkel oder Tanten.«

»Ach, mein Gott, da werden Sie ein wenig lange Zeit zubringen.«

»Wahrscheinlich die ganze Nacht. In Bezug auf die Verwandtschaft bin ich aber einmal unerbittlich — die Pflicht verlangt das.«

»Nun gut, so schreiben Sie — ich auf meine Person gehe in den Stall, um nach unserem Pferd zu sehen. Es ist dies eine Sorge, welche der Soldat niemals vernachlässigen darf.«

»Nun sehen Sie, wie man die Edelleute verleumdet!« rief Herr von Fourquevaux mit schalkhafter Miene. »Man glaubte uns mit Liebesbriefen beschäftigt und Sie denken an unsere Pferde, während ich an meine Verwandten denke.«

»Man läßt niemals Denen Gerechtigkeit widerfahren, die es verdienen,« sagte Hector.

Paul Emil zog seinen Stuhl an den Tisch, auf welchem sich Schreibmaterialien befanden, und Herr von Chavailles lenkte seine Schritte nach der Thüre.

Kaum hatte er die Schwelle überschritten, so stand Herr von Fourquevaux wieder auf, ging in das untere Zimmer, rief leise den Pagen, der schon lange mit Schmerzen gewartet, bog in einen dunklen Gang ein und verließ das Haus durch eine Nebenthüre, welche er ganz zufällig bemerkt hatte.

Hector seinerseits durchschritt den Stall, trat in einen Hof, öffnete die Thüre und sah sich beinahe gleichzeitig mit Paul Emil, aber auf der andern Seite der Herberge, auf der Straße.

Der Lakei erwartete ihn auf einem Ecksteine sitzend. Sobald er Herrn von Chavailles erkannte, erhob er sich und bog in eine Straße links ein. Hector zog den Mantel bis

unter die Augen empor und folgte dem Lakei dicht auf dem Fuße.

»Rechts!« sagte Cydalise dem sie begleitenden Paul Emil in's Ohr. »Gehen Sie rasch und folgen Sie mir.«

Der Page bog in ein Gäßchen ein und die beiden jungen Edelleute verschwanden gleichzeitig, jeder nach seiner Seite.

Sechtes Capitel.

Die Herzdamen.

Cydalise ging mit ruhigem, besonnenem Schritte immer geradeaus, während ihr in einiger Entfernung Herr von Fourquevaux folgte, der ganz den Gang und die Haltung eines spanischen Edelmannes hatte, welcher von Straße zu Straße und von Platz zu Platz den Abenteuern nachläuft.

Der Page und der Cavalier langten vor einem Hause von schönem Aussehen an, dessen Thüre von einer Menge Leute aller Art belagert ward. Lakeien, Stallknechte kamen und gingen mitten unter dem Geschreie eines Schwarmes Mägde, die nicht wußten, auf wen sie hören sollten, und geschäftiger Küchenjungen, welche eine Menge Schüsseln und Flaschen trugen.

Paul Emil warf einen Blick auf die vom Lichterglanz strahlenden Fenster und folgte seinem Führer, der sich wie ein Aal durch die Wogen dieses lärmenden geschäftigen Gesindels hindurchschlängelte.

Der in seinen Mantel gehüllte Page ging vorsichtig

die Wand entlang, an der großen Thüre vorüber, bog um die Ecke des Hauses und eilte auf einem schmalen Gange einem Pavillon zu, den zwei oder drei dichtbelaubte Bäume gegen das Licht und den Lärm zu beschützen schienen.

In dem Augenblicke, wo Herr von Fourquevaux sich diesem Pavillon näherte, kamen zwei Frauen, beide in Atlasmäntel gehüllt, die Rampe herunter.

Eine weite um das Kinn herum zugezogene Capuze gestattete nicht ihre Züge zu sehen; die erste aber, welche erschien, ging mit so leichter und graziöser Haltung an Paul Emil vorüber, daß er nicht umhin konnte, den Kopf herum zu drehen, um sie anzusehen.

Ihr Fuß, der geschmeidig zu sein schien wie der Flügel eines Vogels, streifte nur den Boden, und trotz der Weite ihres Mantels errieth man die Vollendung ihres Wuchses unter den weichen Falten des Atlas, der ihre Gestalt umrauschte.

In dem Augenblicke, wo diese Unbekannte den kleinen mit Bäumen bepflanzten Hof verließ, um in den Gang einzubiegen, blieb sie im Scheine einer über ihrem Kopfe hängenden Laterne stehen und drehte sich um, wie um ihre Begleiterin zur Eile zu mahnen.

Diese rasche Bewegung zog den Stoff des Mantels um ihre Hüfte straff und ließ nicht blos die festen Umrisse derselben, sondern auch einen kleinen, mit einem rosenfarbenen seidenen Strumpfe und schwarzem Atlasschuh bekleideten Fuß sehen.

»Peste!« rief Paul Emil ganz geblendet durch diese Erscheinung, welche plötzlich im Schatten des Ganges verschwand.

Ein leichter Schlag auf seine Hand rüttelte ihn aus seiner Bewunderung auf.

Er drehte sich herum und sah den Pagen, der ihm mit dem Finger drohte.

»O!« sagte er lachend, »es geschieht blos aus Liebe zur Kunst. Sie wissen, daß ich immer viel Geschmack an dem Plastischen gefunden habe.«

»Nehmen Sie sich in Acht, daß diese Liebe mich nicht auch verwandle und daß ich Endymion bewundere, während Sie Diana bewundern,« sagte der Page, der anfangs die Stirne runzelte, dann lachte und in den Pavillon hinaufeilte, wohin Herr von Fourquevaux ihm folgte.

Die aufmerksame Hand einer Zofe öffnete eine Vorhangthür, welche das obere Ende der Treppe verschloß, und Paul Emil sah sich in einem allerliebst ausgestatteten Zimmer, in welchem ein behagliches Feuer brannte.

»Warten Sie hier zehn Minuten,« sagte Cydalise. »Hier ist ein Packet der frischesten neuen Lieder und Gedichtchen — in einem Augenblicke bin ich wieder bei Ihnen.«

Sie verschwand hinter einem zweiten Thürvorhange, rief die Soubrette und überließ Paul Emil seinen Betrachtungen.

Der junge Cavalier warf sich auf ein in der Nähe des Kamins stehendes Sopha und seufzte.

»Es ist wunderbar,« murmelte er. »Seit Philemon und Baucis hat man so etwas noch nicht wieder gesehen. Es sind nun schon sechs Monate her, daß wir uns anbeten!«

Er war in seiner Lectüre kaum bis zum dritten Gedichte gekommen, als Cydalise in ihren Frauenkleidern wieder erschien.

Wenn das Pagencostüm ihr gutstand, so saßen die Gewänder ihres Geschlechtes ihr noch viel besser.

Cydalise war eine kleine blonde Dame mit blauen Augen, von bewunderungswürdig weißer Gesichtsfarbe, schlank, ohne mager zu sein, mit den schönsten Zähnen von der Welt, reizenden Händen und etwas Lebhaftem und Gewecktem, was man nur mit Vergnügen sehen konnte.

Paul Emil öffnete die Arme und wollte auf sie zueilen, Cydalise wollte ihn zurückstoßen, aber sie konnte nicht umhin zu lachen und küßte ihn mit heiterer Miene auf beide Wangen.

»Ich habe gelacht — ich bin entwaffnet,« sagte sie.

Sie faßte eine Hand des Cavaliers in ihre beiden und sah ihn aufmerksam an.

»Dennoch hätte ich,« hob sie wieder an, »vielfache Rechenschaft von Ihnen zu fordern — aber wäre dieses nicht unklug?«

»O,« rief Herr von Fourquevaux mit einem tiefen Seufzer, »der heilige Antonius in seiner Wüste, der heilige Hieronymus in seiner Grotte, Simon Stybites auf seiner Säule können in Bezug auf Tugend kaum mit mir verglichen werden. Ich komme ganz so wieder wie ich gegangen bin.«

»Wissen Sie das auch gewiß?«

»Leider!«

Cydalise wollte wieder zürnen, aber das Lachen bemächtigte sich abermals ihrer Lippen.

»Es ist unerträglich,« sagte sie. »Bei Ihnen hat man nicht einmal das Auskunftsmittel, in Zorn gerathen zu kön-

nen. Also ohne frevelhafte Anspielungen und Redensarten, legen Sie rasch Ihr Geständniß in vier Worten ab.«

»Wohlan, ich kam, ich sah, wie Cäsar, aber — ich ward geschlagen.«

»Ist das Alles?«

»Nun ist es vielleicht nicht genug? Wie schön war ich equipirt! Ich habe wenigstens für tausend Thaler Spitzen eingebüßt, mit welchen ich mich geschmückt hatte. Ha, der Prinz Eugen geht nicht mit leeren Händen aus. Und welch einen Angriff versteht er zu machen! Man sieht wohl, daß er aus einem guten Hause stammt! Ich habe oft an Sie gedacht und sobald ich aus dem Kampfgewühle heraus war, ward ich allemal ganz gerührt bei dem Gedanken, daß Sie mich hätten verlieren können.«

»Wie gütig!«

»Ich dachte an Artemisia, nachdem sie ihren Mausolus verlor, und dies stimmte mich sehr weich.«

»Deshalb schauen Sie ohne Zweifel nach allen Balcons und theilen Ihre Blicke unter allen Frauen mit jener dünkelhaften Miene aus, die man in Versailles lernt.«

»Nun, man muß doch diesen Bewohnerinnen der Provinz zeigen, daß man kein gemeiner Kerl ist.«

Während Paul Emil, indem er dies sagte, seine gelben Bänder vor dem Spiegel ordnete, brachte ein kleiner Lakei ein Souper auf einem kleinen runden Tische, den er neben dem Feuer zwischen Cydalise und ihren Geliebten stellte.

Der verlockende Dampf eines gebratenen Huhns stieg Herrn Fourquevaux in die Nase.

»Ich sehe, daß gute Gebräuche in meiner Abwesenheit nicht in Vergessenheit gerathen sind,« sagte er. »Dieses

Boudoir und dieses tête-à-tête verjüngen mich um sechs Wochen. Ich bedurfte es auch. Ha, wie schnell wird man doch in dieser Zeit alt! So wie Sie mich sehen, Cydalise, gibt es Tage, wo es mir vorkommt, als wäre ich mein eigener Großvater, und jetzt sind es deren vierzehn her, daß ich zum Sterben langweilig vernünftig bin. Man sollte meinen, die Weisheit Salomons und die Erfahrung Nestors hätten sich in mir verschmolzen. Ich schlafe wie jeder andere Mensch, ich mache keine Schulden mehr, ich duellire mich nicht und ich fühle mich so alt, daß ich beinahe Lust habe, mir eine weiße Perrücke und einen alten Rock von grauem Camelot zu kaufen, um in irgend einem Dorfe meiner Provinz den Dienst des Büttels zu verrichten.«

Cydalise schlug ein lautes Gelächter auf und Herr von Fouquevaux ahmte ihr nach.

»Das wird sich nun Alles ändern — ich bin da,« sagte sie.

»Ich hoffe es selbst, aber ich muß Ihnen im Voraus bemerklich machen, daß es Ihnen Mühe kosten wird.«

»Ach lieber gar! Sie werden doch die Geschicklichkeit, einen Balcon hinaufzuklettern, nicht so gänzlich verloren haben, da es schwierig wäre, Sie diesen Weg zu lehren?«

»Allerdings ist weiter nichts nöthig, als daß man mir ein wenig helfe,« sagte Paul Emil mit bescheidener Miene; »aber Sie, meine Schöne, die Sie die Leute so scharf ins Verhör nehmen,« hob er wieder an, »kann man vielleicht erfahren, in Folge welches Abenteuers Sie Paris verlassen haben?«

»Ach, sprechen Sie nicht davon.«

»Im Gegentheile, wir wollen davon sprechen.«

»Nun gut, die Geschichte ist folgende. Eines Morgens, als ich aus dem Bette sprang, wandelte mich eine unglaubliche Sehnsucht an, Sie zu sehen. Als der Abend kam, war ich schon abgereist und hatte höchstens einige Spitzen und einige Falbeln mitgenommen. Ich glaube, Gott verzeihe es mir, Sie haben mich behext. Wissen Sie wohl, daß es nun sechs Monate her ist, daß ich Ihnen treu bin?«

»Sagen Sie das nicht so laut, Sie würden mich in den Ruf eines Hexenmeisters bringen und das könnte mich mit den geistlichen und weltlichen Behörden in schlimme Geschichten verwickeln.«

»Scherzen Sie nicht. Wenn man in der Comödie Française eine Ahnung davon hätte, so wäre es um meinen Ruf geschehen.«

»Beruhigen Sie sich, man wird es niemals glauben.«

»Ich setze Alles ins Werk, um mich von Ihnen loszumachen, aber es nützt nichts. Jede Bemühung dient nur dazu, den Knoten fester zu ziehen — kurz, da alle meine Versuche nichts fruchteten, so setzte ich mich auf die Post.«

»Und Ihre Collegen, die Herrn Komödianten des Königs, was werden diese dazu sagen?«

»Was sie Lust haben.«

»Und der Herr Intendant der kleinen Vergnügungen?«

»Der wird anfangs schelten, denn das ist seine Gewohnheit, und dann werde ich ihn umarmen —«

»Das ist Ihre Gewohnheit.«

»Ich werde ihm beweisen, daß seine schlechte Behandlung der Grund gewesen ist, der mich genöthigt hat, die

Flucht zu ergreifen, so daß er mich zuletzt um Verzeihung bitten wird.«

»Und werden Sie ihm diese gewähren?«

»Ich werde wohl müssen — ich bin so gut!«

»Ja, das ist wahr,« sagte Paul Emil mit einem eigenthümlichen Emporwerfen des Kopfes.

Cydalise stemmte ihre beiden nackten Arme auf den Tisch, stützte ihr hübsches Kinn zwischen die Hände und heftete ihre feuchten, strahlenden Augen auf Herrn von Fourquevaux.

»Geziemt es Ihnen wohl, sich darüber zu beklagen?«

»O durchaus nicht. Uebrigens kann man auch nicht Richter und Kläger in einer Person sein!« rief Paul Emil.

Cydalise tauchte die Spitze ihrer rosenfarbenen Finger in ihr Glas und spritzte Herrn von Fourquevaux, der auf diese Art, die Feindseligkeiten zu beginnen, nicht gefaßt war, ein wenig Champagnerschaum unter die Nase.

»Das ist eine Kriegserklärung!« rief er. »Ich werde sogleich Repressalien ergreifen!«

Er schob den Sessel zurück, um auf Cydalisen zuzueilen, welche ihm lachend entschlüpfte. Bei der Schnelligkeit ihrer Bewegung warf sie aber das Licht um, und — man sah nichts mehr.

Während diese Dinge in Cydalisens Pavillon vor sich gingen, durchschritt Herr von Chavailles die Stadt Grenoble und gelangte in das Innerste einer Vorstadt, am andern Ende der Stadt, an ein Haus von bescheidenem Aussehen.

So wie der Lakei anpochte, verschwand ein Licht, wel-

ches durch die Spalten einer Jalousie in der ersten Etage schimmerte. Er hörte Jemanden die Stufe der inneren Treppe herunterkommen, ein Blitz zuckte unter der schlecht an die Schwelle schließenden Thür hervor und ein Schlüssel ward in das Schloß gesteckt, aber man zog den Riegel nicht eher zurück, als bis der Lakei sich genannt hatte.

Sobald als Hector die Schwelle überschritten, erkannte er einen der beiden Diener, durch welche Herr von Blettarins ihm hatte das Geleite geben lassen, nachdem Herr von Chavailles die Gesellschaft des Bruder Jean aufgegeben.

»Treten Sie ein, gnädiger Herr, treten Sie ein — mein Herr erwartet Sie oben.«

Hector stieg, vier Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf und ward auf der letzten von Herrn von Blettarins empfangen, der ihm die Arme entgegenbreitete.

Hector warf sich hinein und die Herren hielten sich einige Augenblicke in enger Umarmung umschlossen.

»Kommen Sie,« sagte hierauf Blettarins, »meine Tochter ist auch da; ich will Sie ihr vorstellen, obschon Sie sie schon kennen.«

Hector folgte Herrn von Blettarins, der ihn in ein Nebenzimmer führte, wo Christine an einem Stickrahmen saß und arbeitete. Bei Annäherung ihres Vaters erhob sie sich, und verneigte sich tief vor Herrn von Chavailles.

Sie war in der That die junge Dame, welche er hinter einem der hundert Fenster gesehen, auf welche bei ihrem Einzug in Grenoble Herr von Fourquevaux die Aufmerksamkeit seiner Freunde lenkte.

Fünf bis sechs Jahre Abwesenheit hatten Christinen wesentlich umgestaltet. Sie war jetzt eine große, wohlgewach-

sene, schöne junge Dame, die in ihrem ganzen Wesen etwas Zufriedenes hatte, was gleich von vornherein einen sehr guten Eindruck machte.

Ihre anmuthigen Züge verriethen ein gutes Herz und der Blick ihrer großen braunen Augen besaß eine eigenthümliche Sanftmuth, die sehr angenehm berührte. Diese Sanftmuth stand sehr gut zu dem etwas ernsten Ausdruck ihres Gesichtes, in welchem man gleichsam den Abglanz eines innern Gedankens sah.

»Meine Tochter war bei einer Jugendfreundin, als Sie, ein Quartier suchend, vorbeiritten. Sie erkannte Sie und ich verdanke ihr das Vergnügen, Sie bei mir zu empfangen,« sagte Herr von Blettarins, indem er Hector die Hand drückte.

Christine erröthete tief, während ihr Vater sprach, reichte aber, Hector anblickend, ihm mit keuscher Geberde ebenfalls die Hand.

»Sie haben meinem Vater und mir das Leben gerettet,« sagte sie. »Könnte ich, obschon ich damals noch sehr jung war, einen Mann vergessen, dem wir so viel verdanken?«

Hector neigte sich auf die Hand nieder, welche Christine ihm reichte, und küßte sie, ohne zu antworten. Er fühlte sich von einer Bewegung erfüllt, die er weder verstehen noch erklären konnte.

Herr von Blettarins ließ ein Souper auftragen und das Gespräch nahm eine vertraulichere Wendung.

Der junge Abenteurer mußte seine Geschichte von dem Tage seiner Ankunft in Avignon bis zu dem Augenblicke seines Einzuges in Grenoble erzählen.

So lange diese Erzählung dauerte, wichen Christinens Augen nicht von Herrn von Chavailles, denn sie hörte auf-

merksam auf Alles, was er sagte, und ihr schönes Gesicht verrieth wie ein heller Spiegel die Gefühle von Furcht oder Hoffnung, welche ihr Inneres bewegten.

Hector, der durch dieses Schweigen und diese Aufmerksamkeit, hinter welcher sich eine so sanfte und rücksichtsvolle Zärtlichkeit verbarg, mehr als einmal beunruhigt ward, hätte gewünscht, daß diese Geschichte mit Erschaffung der Welt begänne und erst in der Ewigkeit zu Ende käme.

Bei Erzählung seiner Begebenheit mit der Zigeunerin sah er wie ein Schauer Christinens sammtene Haut überrieselte, und die ruhigen ernsten Züge der jungen Dame hüllten sich plötzlich in einen Ausdruck von Trauer und Unruhe, als ob ihr innerer Gedanke den verborgenen Sinn der Worte zu durchdringen gesucht hätte, welche die Macht einer geheimen Ahnung jener Landstreicherin entlockt hatte.

Als Hector fertig war und die Absicht erklärte, seinem Verwandten, Herrn von Riparfonds, der ihm am Hofe eine Carrière zu öffnen gedachte, nach Paris zu folgen, kam es ihm vor, als ob Christinens Augen noch feuchter wären, und gerne hätte er ihr für Alles gedankt, was diese Augen ihm sagten.

»Ja, thun Sie das,« rief Herr von Blettarins. »Gehen Sie dorthin, mein junger Freund. Sie gehören zur Zahl derer, welche das Glück gern in seinen Schutz nimmt. Herr von Riparfonds ist, wie ich weiß, ein rechtschaffener und bei Hofe gern gesehener Mann. Unter seinen Auspicien und da Sie überdies auch auf die Unterstützung des Herzogs von Orleans rechnen können, werden Sie dort einen raschen und sicheren Weg machen.«

»Werde ich Sie nicht auch dort sehen, gnädiger Herr?« fragt Hector.

»Was weiß ich?« antwortete Herr von Blettarins; vielleicht, vielleicht auch nicht. Es kommt dies auf die Nachrichten an, welche ich hier erwarte.«

»Glauben Sie, daß dieselben bald kommen werden?«

»Ich hoffe es, aber ich wage nicht darauf zu rechnen.«

»Gnädiger Herr,« hob Herr von Chavailles nach augenblicklichem Zögern wieder an, »die Freundschaft, welche Sie die Güte gehabt haben, mir zu beweisen, und das Vertrauen, welches Sie zu einer andern Zeit in mich gesetzt, legen mir die Verbindlichkeit auf, Ihnen den Einfluß des Herrn von Riparfonds, wenn Sie desselben vielleicht einmal bedürfen sollten, zur Verfügung zu stellen. Die Vorsichtsmaßregeln, womit Sie sich, wie ich bemerkt habe, umgeben, lassen mich vermuthen, daß Sie irgend eine Gefahr zu fürchten haben. Wenn dem so wäre, so gebieten Sie über mich und die Meinigen ohne allen Rückhalt. Im entgegengesetzten Falle, und wenn mein Vorschlag Ihnen indiscret erscheint, so belieben Sie darin blos den mich beseelenden lebhaften Wunsch, Ihnen nützlich zu sein, zu sehen.«

»Ich nehme es durchaus nicht übel,« antwortete Herr von Blettarins, indem er Hector die Hand drückte, »und vielleicht nehme ich auch später einmal Ihre freundlichen Dienste an, wenn das Glück nicht aufhört mich zu verfolgen. Allerdings schwebe ich in einiger Gefahr, meine Freiheit zu verlieren —«

»Was? Man will Sie in's Gefängniß bringen?« rief Herr von Chavailles, indem er schaudernd einen Blick auf Christinen warf.

»So ist es beinahe, aber die Sachen stehen noch nicht ganz verzweifelt. Nach einigen Jahren Ruhe hat es dem

Intendanten der Provence beliebt, mich wegen des Antheils zu behelligen, den ich an den alten Kriegen der Fronde genommen, bei welchen doch mehr Tinte als Blut geflossen ist. Ich habe deshalb jene Gegend verlassen und mich hierher nach Grenoble geflüchtet, wo meine Anwesenheit nur einer sehr kleinen Anzahl treuergebener Freunde bekannt ist.«

»Aber fürchten Sie nicht, daß der Intendant an den Gouverneur der Dauphiné schreibe?«

»Nein; es hat sich das Gerücht verbreitet, ich hätte Frankreich verlassen. Ein Herr vom Hofe, der mir wegen eines ihm früher geleisteten Dienstes wohl will, hat versprochen, sich für mich zu verwenden. Er genießt Ansehen und ich erwarte hier das Resultat seiner Schritte.«

»Der König wird Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen,« rief Hector lebhaft, denn es schien ihm unmöglich, daß selbst der Monarch sich nicht für den Vater Christinens interessire.

»Wenn es sich blos um mich allein handelte,« entgegnete Herr von Blettarins, »so würde ich auf der Stelle nach Versailles reisen. Ich würde mich dem Könige zu Füßen werfen und mein Leben und meine Freiheit aufs Spiel setzen, aber ich habe eine Tochter und der Gedanke, sie allein auf der Welt zu lassen, gebietet mir Klugheit.«

Christine ergriff die Hand ihres Vaters und küßte sie schweigend.

Hector fühlte sich bewegt. Es schien ihm, als ob, so lange er lebte, Christine nicht allein sein würde, sollte Herr von Blettarins selbst mit seinem Kopfe für den Krieg büßen müssen, den er gegen die Partei des Königs geführt.

»Wenn es wahr ist, daß Sie einige Freundschaft für

mich fühlen,« rief er, »so beweisen Sie mir es dadurch, daß Sie an jedem Orte und zu jeder Stunde eingedenk sind, daß mein ganzes Sein und Leben Ihnen gehört.«

»Ich werde es nicht vergessen,« sagte der alte Herr in ernstem Tone.

Während er so sprach, hatte er die Hände der beiden jungen Leute in die seinen genommen. Ihre Finger begegneten sich und blieben einige Augenblicke lang in einander verschlungen, ohne daß eines von beiden das Schweigen unterbrochen hätte.

Was während dieses kurzen Augenblickes in Hectors Seele vorging, läßt sich nicht beschreiben. Ein geheimnißvolles Fluidum, welches Christinens Fingern entströmte durchdrang Hectors Adern und erfüllte sein Herz, dessen Schläge lebhafter und schneller wurden.

Ein Nebel umschleierte seine Augen und sein ganzer Körper schauerte.

Christine errieth diese Unruhe und Hectors Unruhe bemächtigte sich ihrer ebenfalls.

Als die Conversation wieder begann, war es den beiden jungen Leuten, als ob ein neues Band sie umschlöße. Ein unaussprechliches und geheimes Gefühl sagte Hector, daß, wie auch die Ereignisse kommen, und wie lange sie auch noch getrennt bleiben mochten, Christine und er einander niemals wieder fremd werden könnten.

Der erste Schimmer des anbrechenden Tages überraschte sie, als sie noch plauderten. Christine öffnete ein Fenster, welches auf Gärten in der Richtung des Gebirges ging, und der Gipfel der Alpen erschien plötzlich in jenem Rosenschimmer gebadet, welcher dem Tage vorangeht.

Herr von Blettarins erhob sich.

»Möge diese Nacht, die uns zusammengeführt hat, nicht die letzte sein!« sagte er zu Herrn von Chavailles.

»Denselben Wunsch wollte ich eben aussprechen,« antwortete Hector.

»Hören Sie! Was auch geschehen und welcher Zufall Sie auch hinwegführen möge, so versprechen Sie mir, uns diese Nacht zu derselben Zeit wieder zu widmen.«

»Von Herzen gern.«

»Ich meinerseits mache mich verbindlich, Sie von dem Orte unseres Aufenthaltes in Kenntniß zu setzen, wenn wir zufällig noch in die Nothwendigkeit versetzt sein sollten, uns verborgen zu halten.«

»Abgemacht! — aber dabei erlauben Sie mir doch, nicht erst den zehnten October des nächsten Jahres abzuwarten, um Sie wiederzusehen, wenn ich vielleicht eine nähere Gelegenheit finde?«

»Das Haus des Vaters ist auch das Haus des Sohnes,« sagte Herr von Blettarins, indem er Hector umarmte.

Man versprach, sich bis zur Abreise des Herzogs von Orleans von Grenoble so oft als man könnte wieder zu treffen und Herr von Chavailles entfernte sich.

Als er sich wieder auf der Straße befand, begann der Tag zu grauen und röthete schon die Firsten der Dächer. Er warf seinen Mantel um die Schulter und schritt rasch weiter in der Richtung der Herberge, welche er noch vor dem Erwachen seiner Freunde zu erreichen hoffte.

Die Häuser hatten fast alle noch ihre Fenster geschlossen und man sah Niemanden auf den Straßen als höchstens

einige Marktleute mit ihren Gemüsewagen und kleine Abtheilungen Soldaten, welche Pferde zur Tränke führten.

In dem Augenblicke, wo Hector vor der Herberge ankam, gewahrte er, die Augen aufhebend, einen Mann, der ganz in einen langen spanischen Mantel gehüllt, mit raschem Schritte auf ihn zukam. An der Schwelle einer Thür, welche die Diener geöffnet hatten, stießen sie fast mit den Nasen an einander und sahen sich zu gleicher Zeit an. Der Mann im Mantel prallte einen Schritt zurück und schlug ein lautes Gelächter auf.

»Parbleu,« sagte er, indem er seinen Mantel zurückschlug, »da ich einen Mitschuldigen habe, so verlohnt es nicht der Mühe, so viele Vorsicht zu gebrauchen.«

Hector erröthete ein wenig, als er Herrn von Fourquevaux erkannte.

»Nun,« hob Paul Emil von ganzem Herzen lachend wieder an, »wie befinden sich Ihre Pferde, gnädiger Herr? Hat es nicht an Futter gemangelt? Sie wissen, es ist Pflicht des Soldaten, für sein Pferd zu sorgen.«

»Ich glaube,« antwortete Hector, »meine Pferde befinden sich eben so wohl als Ihre vornehmen Verwandten.«

»Darf ich meinerseits mich nach jenen famosen Briefen erkundigen, welche Sie einen guten Theil der Nacht hindurch wach halten sollten?«

»Ist es meine Schuld, wenn die Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist?« rief Paul Emil. »Sie wissen, ob meine Entschlüsse klug und weise waren, aber es kam ein Page, der sie mit seiner Fingerspitze umstieß.«

»Wohl der Page von gestern Abend?«

»Ganz recht. Man sollte glauben, wir wären in die

Zeit des Ovid zurückversetzt! Dieser Page hat sich in eine Dame metamorphosirt.«

»Und Sie sind ihr gefolgt?«

»Ich trage einen zu heidnischen Namen, als daß ich diesen Versuchungen nicht hätte erliegen sollen. Ich muß sogar bekennen, daß das Widerstehen niemals zu meinen Gewohnheiten gehört hat.«

»Daran zweifle ich nicht.«

»Herr von Riparfonds, Ihr würdiger Cousin, hätte nichts Besseres sagen können. Unglücklicherweise schläft Herr von Riparfonds, und Sie schlafen nicht. Kommt in Ihrer Geschichte vielleicht auch ein Page vor?«

»Nein,« sagte Herr von Chavailles ernsthaft.

Und die Hälfte der Wahrheit verhehlend setzte er hinzu:

»Ich war bei Herrn von Blettarins, einem Cavalier, von welchem ich Ihnen schon erzählt habe.«

Plötzlich wurden sie von Coq-Héron's scheltender Stimme unterbrochen.

»Ah! da sind Sie ja, mein Herr Marquis,« sagte der alte Soldat, indem er aus der Herberge heraustrat; »ist das vielleicht eine passende Stunde, um nach Hause zu kommen? Zum Aufstehen ist es ein wenig früh, zum Schlafengehen aber ein wenig spät.«

»Du hast Recht, mein Freund, und ich werde mich künftig um sieben Uhr schlafen legen wie die Nonnen und Mittags aufstehen wie die Bischöfe,« antwortete Hector.

»Mordieu! wer spricht denn davon? Ist ein Edelmann wohl geschaffen, um zu leben wie ein sittsames

Mädchen? Meinetwegen laufen Sie die ganze Nacht umher, aber sagen Sie es nur den Leuten erst!«

Hector warf, um Coq-Héron zum Schweigen zu bringen, ihm seinen Mantel zu, Paul Emil that dasselbe und die beiden Abenteurer gingen Arm in Arm die Treppe hinauf.

»Cydalise ist reizend und ich habe mir vorgenommen, Sie mit ihr soupiren zu lassen,« sagte Herr von Fourquevaux seinem Freunde ins Ohr.

»Sehr gerne.«

»Nur sagen Sie Herrn von Riparfonds noch nichts davon. Es gibt Tage, wo Ihr Cousin sehr grimmig ist. Wenn er einige Beredsamkeit aufböte, so würde er mir vielleicht beweisen, daß er Recht hat; da es mir beliebt, Unrecht zu haben, so will ich nicht, daß die Kraft seiner Argumente meine Ueberzeugung wankend mache.«

»Halten Sie sich ruhig! Ich bin nicht der Mann, der Sie jemals abhalten wird, dergleichen Thorheiten zu begehen, die süßesten, die es auf der Welt gibt.«

»Das nenne ich Freundschaft! Und da Damon seinen Pythias gefunden hat, so kann ich nun Herrn von Riparfonds trotzbieten,« rief Paul Emil gerührt durch diese freundschaftliche Wärme des Herrn von Chavailles.

Herr von Riparfonds schlief noch, als sie in das Zimmer traten und sie konnten sich daher ungehindert in ihre Cabinette begeben.

Einige Zeit nachher kamen die Lakeien, um die Fensterläden aufzustoßen, und Paul Emil fragte mit einer Miene, daß man darauf hätte schwören mögen, er erwache soeben, welche Zeit es sei.

Einige Augenblicke darauf verließen Guy, Hector und

Paul Emil die Herberge, um sich zu dem Herzoge von Orleans zu begeben, der vierundzwanzig Stunden früher, als sie in Grenoble eingetroffen war und noch ein wenig an den vor Turin erhaltenen Wunden litt.

Die Lakeien, welche die ersten Zimmer des von dem Herzog von Orleans bewohnten Hauses anfüllten, führten die drei Herren nach dem Gemache des Prinzen, das sich in dem hintern Theil eines in den Garten hineingebauten Seitenflügels befand. Man wußte, daß sie, besonders der Herr von Riparfonds, zu seinen intimen Freunden gehörten, und der erste Kammerdiener machte daher keine Schwierigkeit sie anzumelden.

Ein kleines Mädchen, welches hübsch zu sein schien und durch den Garten schritt, hatte Herrn von Fourquevaux bewogen, einige Augenblicke auf dem Balcon einer anstoßenden Gallerie zu verweilen. Als er denselben verließ, um sich wieder seinen Freunden anzuschließen, hörte er ganz nahe das Rauschen eines seidenen Gewandes und als er sich umdrehte wie ein Tieger, der einen Vogel durch die Bäume flattern hört, sah er in einem kleinen Corridor, der an dem Gemach des Prinzen vorbeiführte, eine in einen Atlasmantel gehüllte Dame, welche rasch einherschritt und mit der Spitze ihrer Finger die indiscreten Falten ihres wallenden Gewandes emporhob. Dabei ließ die Unbekannte ihren kleinen Fuß sehen, der mit einem rosenfarbenen seidenen Strumpfe und einem schwarzen Atlasschuh bekleidet war.

Alles ging blitzschnell vorüber und der Fuß, der Schuh und die Unbekannte verschwanden in dem dichten Schatten des Corridors.

»Peste!« murmelte Herr von Fourquevaux.

Und er eilte den Herren von Riparfonds und Chavailles nach, welche soeben bei dem Herzog von Orleans eintraten.

Siebentes Capitel.

Die Favoritin.

Der Herzog von Orleans saß vor einem ganz mit Papieren besäeten Schreibsecretär. Zwischen dem Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand hielt er eine in Tinte getauchte Feder und in der linken einen Brief, den er mit Aufmerksamkeit zu lesen schien.

»Hm!« murmelte Paul Emil, indem er die ernste und gesammelte Haltung des Prinzen bewunderte. »Ich würde glauben mich getäuscht zu haben, wenn ich nicht den rosenfarbenen seidenen Strumpf gesehen hätte.«

»Ah, da sind Sie ja, meine Herren!« rief der Prinz sich erhebend; »seinen Sie willkommen.«

Die Geberde, der Ton und die Stimme waren die eines Mannes, den man bei einer Beschäftigung stört, welche alle Fähigkeiten seines Geistes in Anspruch nimmt.

Herr von Fourquevaux seufzte, als er bedachte, daß er noch nicht bei diesem Grade von Vollkommenheit angelangt wäre. Seine unruhigen, neugierigen Augen wühlten rasch in allen Winkeln des Zimmers, wie um hier eine Spur der Unbekannten zu erhaschen. Aber sie hatte keine dergleichen zurückgelassen, oder man hatte wenigstens jedes verrätherische Anzeichen zu beseitigen gewußt.

Als Paul Emil mit seiner Musterung fertig war, richtete er die Augen auf den Herzog von Orleans und verneigte sich tief wie ein Schüler, der seinen Lehrer begrüßt. Sein Blick schien zu sagen: »Sie sind ein geschickter Mann und wissen die Dinge zu machen. Ich an Ihrer Stelle hätte sicherlich einen Pantoffel oder einen Schleier liegen lassen. Man wird sich aber bemühen, Ihnen nachzuahmen, Monseigneur.«

Der Herzog von Orleans besaß einen zu sichern und zu feinen Blick, um nicht diese Pantomime zu bemerken. Er sah sich rasch im Zimmer um, gerade so wie Herr von Fourquevaux gethan, und da er nichts entdecken konnte, was sein Geheimniß hätte verrathen können, so gab er dem Cavalier Blick für Blick zurück und der seinige schien zu antworten: »Immer suche — ich habe meine Vorsichtsmaßregeln getroffen, und Du wirst nichts finden.«

Der Prinz war an diesem Morgen trotz seiner kaum vernarbten Wunden, trotz des Aergers, den ihm der Hof bereitete, trotz des Scheiterns seiner Hoffnungen und des Widerwillens, den er empfand, nach einer Niederlage wieder in Versailles zu erscheinen, in der liebenswürdigsten, heitersten Laune. Zufriedenheit strahlte aus seinen Blicken und er hatte ganz das Ansehen eines Prinzen in einem Feenmärchen, welcher auf dem besten Wege ist, seine Geliebte zu erobern.

Er begann Toilette zu machen und die Conversation nahm eine lebhaftere und muntere Wendung.

»Sie sind heute in einer Laune, die einen Abenteurer eifersüchtig machen könnte,« sagte Herr von Riparfonds.

»Ist vielleicht ein Courier von Marly angekommen, der Ihnen gute Nachrichten überbracht hatte?«

»Nein, durchaus nicht; die Couriere des Herrn von Chamillard sind für Herrn de la Feuillade da und ich bedanke mich dafür. Hat man nicht schon an den Heldenthaten des Schwiegersohnes genug, ohne auch noch die Depeschen des Schwiegervaters hinnehmen zu müssen?«

»Nun dann hat Ihnen vielleicht die Frau Herzogin von Orleans unter der Hand zu wissen gethan, daß sie der Last dieses großen Donnerkeils bald überhoben sein werden.«

»O nein! Ich habe erfahren, daß Herr de la Feuillade unserem allmächtigen Minister seine Entlassung eingesendet hatte, daß er anfangs mit dem Gedanken umging, sich das Leben zu nehmen, dann in den geistlichen Stand zu treten, und daß er sich überall für den verabscheuungswürdigsten Offizier erklärte, den es auf der Welt gäbe.«

»Dies ist das erste Mal, daß der General spricht wie die Soldaten,« sagte Hector.

»Aber der Minister hat nicht gewollt, daß sein Schwiegersohn sich den Degen durch den Leib renne. Er hat die Entlassung zerrissen, die Gewissensbisse des Generals beschwichtigt und ihm so herzlich Glück gewünscht, daß Herr de la Feuillade sich dazu verstanden hat, den König niemals seiner guten Dienste zu berauben.«

»Amen!« murmelte Paul Emil.

»Oho! Was ist das?« rief plötzlich Herr von Riparfonds, indem er ein kleines Flacon ergriff, welches neben ihm auf einem Tische stand.

»Nun, es ist ein Flacon,« antwortete der Prinz.

»Parbleu! Das sehe ich wohl.«

»Nun, was finden Sie denn so Außerordentliches dabei, daß Sie diesem Gegenstande die Ehre eines Ausrufs erzeigen?«

»Nichts, als höchstens den Geruch.«

»Es ist Eau de Portugal,« entgegnete der Herzog von Orleans mit ein wenig verlegener Miene.

»Das rieche ich übrigens!« rief Guy.

Und indem er die Nase in die Höhe warf wie ein Spürhund, sog er, sich nach allen Seiten wendend, die Luft ein.

»Ja, ja,« hob er wieder an, »man hat das ganze Zimmer damit besprengt.«

Die Geberde und der Ton Guy's entlockte Herrn von Fourquevaux, der seine Gründe dazu hatte, ein Lächeln.

Was Herrn von Chavailles betraf, so verstand er dies Alles nicht und kümmerte sich auch nicht darum. Er dachte an Fräulein von Blettarins und Alles, was nicht Christine war, verlohnte nach seiner Meinung nicht die Mühe des Nachdenkens.

Der Herzog rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her.

»Finden Sie das?« fragte er. »Wahrscheinlich habe ich einige Tropfen von diesem Wasser auf meine Toilette gegossen.«

Herr von Riparfonds warf den Kopf empor.

»Erlauben Sie mir mich frei auszusprechen?« antwortete er.

»Wenn ich Ihnen diese Freiheit auch verweigern wollte, so würden Sie dennoch davon Gebrauch machen. Nehmen Sie sie also.«

»Wohlan, Monseigneur, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie für einen in der Reconvalescenz begriffenen Feldherrn Ihre Zeit auf eine ganz eigenthümliche Weise anwenden.«

»Dame! Man wendet sie an, wie man kann,« antwortete der Prinz, der sich nicht compromittiren wollte, ehe er wußte, wo Herr von Riparfonds eigentlich hinauswollte.

»Ich kenne diesen Geruch, denn ich habe ihn einige hundert Male im Palais-Royal genossen. Ihr Gemach ist damit ganz frisch parfümirt und dieser Parfüm in Verbindung mit der wunderbaren Heiterkeit, die Sie bei unserem Eintritte zeigten, läßt mich vermuthen, daß wir ein tête-à-tête gestört haben, ohne es zu wissen.«

»Welche Idee!« rief der Herzog von Orleans, der vor Ungeduld zitterte.

»Es ist mehr als eine Idee — es ist eine Ueberzeugung.«

»Sie sind ein unausstehlicher Mensch und es ist nicht möglich, Ihnen etwas zu verbergen,« hob der Prinz halb lachend, halb erzürnt wieder an.

»Sie geben es also zu?«

»Ich muß wohl.«

Herr von Riparfonds kreuzte die Arme und ging im Zimmer auf und ab, mit der Miene, welche Chrisaldis zeigte, als er Arnulph ausschalt.

»Frau von Argenton ist also hier?« hob er wieder an.

»Ja wohl.«

»Und Sie haben sie empfangen?«

»Was sollte ich anders thun?«

»Sie ohne weiters wieder fortschicken und zwar noch schneller, als sie gekommen ist.«

»Sie haben ein Herz von Stein und reden wie Sie es verstehen. Ich frage aber diese Herren: Kann man wohl zwei schöne Augen wieder fortschicken?«

»Nein!« entgegnete Herr von Fourquevaux laut.

»Nein!« sagte Herr von Chavailles etwas leiser.

»Da hören Sie es,« fuhr der Herzog von Orleans fort.

»Junge Thoren!« hob Herr von Riparfonds wieder an.

»Sie sprechen aber wie Weise!« entgegnete der Herzog. »Wie? Eine Dame sollte zweihundert Lieues auf entsetzlichen Wegen zurückgelegt haben, um Sie zu sehen? Sie sollte der Anstrengung, der Hitze, der Kälte und der Langweile trotzgeboten haben, um Ihnen einigen Trost zu bringen, und Sie wollten sie, nachdem sie kaum angekommen ist, ohne sie zu empfangen, ohne mit ihr zu sprechen, wieder fortjagen? So viel ich weiß, besitzen nur die afrikanischen Löwen eine solche Grausamkeit! Und dennoch habe ich — werden Sie es wohl glauben — den Muth gehabt, ihr unter der Hand zu sagen, daß sie sogleich wieder abreisen müsse —«

»Das nenne ich Heroismus!« sagte Paul Emil. »Hätte wohl selbst Scipio, dieser Krieger, dessen Tugend uns unsere Professoren verherrlichen gelehrt haben, rechtschaffener handeln können? Nein, gewiß nicht, und übrigens habe ich immer geglaubt, daß Scipio sich in Beziehung auf Enthaltsamkeit eines usurpirten Rufes erfreute. Früher oder später wird man entdecken, daß er mittelst des karthaginen-

fischen Goldes die römischen Zeitungsschreiber bestochen hatte,« setzte Paul Emil mit gelehrter Miene hinzu.

Der Herzog von Orleans lächelte über die Bemerkung des Herrn von Fourquevaux und fuhr fort:

»Und dennoch habe ich dies gethan; nach Einbruch der Nacht aber hat Frau von Argenton sich in einen Mantel gehüllt und rasch meine Wohnung erreicht. Meine Leute sind seltsame Käuze. Dem Feinde gegenüber sind sie Tieger, vor den Frauen aber Lämmer. Beim Anblick der Frau von Argenton sind die muthigsten zurückgewichen und so ist sie von Zimmer zu Zimmer bis in das Herz des Platzes gedrungen. Hier fand ich sie, als ich nach Hause kam.«

»Und Sie sind darüber entzückt gewesen?« sagte Herr von Riparfonds in schelmischem Tone.

»Warum soll ich es nicht gestehen? Beweise von Liebe rühren mich stets. Wenn man so viele Tage lang einen so häßlichen Menschen wie Herrn de la Feuillade von Angesicht zu Angesicht gesehen hat, so liegt in dem Antlitze einer liebenswürdigen Frau, die uns gefällt, gewiß ein hoher Genuß. Ich versuchte allerdings mich gegen zärtliche Regungen zu panzern.«

»Wozu?« fragte Herr von Fourquevaux.

»Aber die Blicke der Frau von Argenton und ihr Lächeln schmelzten dieses Eis bald hinweg, und als sie vom Fortgehen sprach, glaube ich, ich war es selbst, der sie zurückhielt.«

Darin liegt eben die Thorheit, Monseigneur!« rief Guy.

»Das ist wohl wahr, aber wer beginge deren niemals?«

»Ein schöner Grund!«

»Die Herren sollen selbst urtheilen!« rief der Herzog von Orleans.

Mit diesen Worten öffnete er eine hinter einer Tapete verborgene Thüre und verließ rasch das Zimmer.

»Das ist sicherlich wieder irgend eine neue Dummheit!« brummte Herr von Riparfonds zwischen den Zähnen hindurch.

Herr von Fourquevaux, welcher Frau von Argenton nicht kannte und dessen Neugier daher in hohem Grade rege gemacht ward, warf einen Blick in einen Spiegel, um sich zu überzeugen, daß seine Bänder und Spitzen in gutem Zustande wären, und wendete sich dann zu Guy, welcher murmelte:

»Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich — Jugend will austoben und geht bald vorüber.«

»Aber, Morbleu, ich kenne Leute, bei welchen sie das ganze Leben hindurch dauert.«

»Diese Leute sind sehr glücklich.«

Paul Emil hatte den Seufzer, womit er diese Worte begleitete, noch nicht ganz von sich gegeben, als der Herzog von Orleans wieder eintrat und eine hübsche wohlgewachsene Dame an der Hand führte, welche Herr von Fourquevaux an ihrem kleinen, mit einem rothseidenen Strumpfe bekleideten Fuße erkannte.

Frau von Argenton war von mittlerem Wuchse, braun, mit frischem Teint, schwarzen, muthwillig funkelnden Augen, einem Munde, der nur zum Lachen geschaffen schien, und der munteren schelmischen Physiognomie eines Pagen.

»Die Herren von Chavailles und Fourquevaux,« sagte der Prinz, indem er die beiden Cavaliere seiner Begleiterin

vorstellte, welche sich mit ihren schönen Zähnen auf die Lippen biß. »Was Herrn von Riparfonds betrifft —«

»Meinen eingefleischten Feind — o, diesen kenne ich!« unterbrach ihn Frau von Argenton.

Herr von Riparfonds verneigte sich tief.

»Wohlan,« hob sie wieder an, »gestehen Sie mir offen, daß Sie diesen armen Prinzen schon tüchtig ausgescholten haben, obschon er weiter kein Unrecht begeht, als daß er mich ein wenig liebt.«

»Wenn Sie zu den Personen gehörten, welche man vergißt, so würde ich es nicht gethan haben, Madame,« antwortete Herr von Riparfonds.

Frau von Argenton reichte ihm die Hand.

»Ah, wie leicht würde es Ihnen werden, mein Freund zu sein, wenn Sie nur wollten!« sagte sie.

»Sie haben deren schon so viele.«

»Ja zu viel von denen, an welchen einem nichts liegt und nicht genug von denen, die man begehrt.«

»Da jetzt ein Waffenstillstand unterzeichnet ist,« sagte der Herzog von Orleans, »so glaube ich, es wäre gerathen, denselben zu benützen, um zu frühstücken. Wenn die Feindseligkeiten wieder beginnen, so werden wir im Stande sein zu kämpfen!«

Als das Frühstück aufgetragen war, kam die Conversation auf Versailles und seine vornehmen Gäste. Frau von Argenton, welche directe aus dem Palais-Royal kam, war im Stande, Auskunft darüber zu geben, und jeder der Gäste war begierig, directere und genauere Nachrichten zu vernehmen, als man wagen konnte, einem Briefe anzuvertrauen. Zwischen Leuten, welche zuhören wollen, und einer Favori=

tin, welche sprechen will, ist die Uebereinstimmung sehr leicht herzustellen.

»Das Wort der Frau von Maintenon wird immer wahrer,« sagte Frau von Argenton. »Der König ist unamüsirbar. Revüen, Concerte, dramatische Vorstellungen, Jagden, Spiele, Zerstreuungen aller Art vermögen nichts gegen die hartnäckige Langeweile, die sich seiner bemächtigt hat. Er verschanzt sich in den engen Kreis einiger Höflinge, deren Zahl sich mit jedem Tage vermindert. Man kann schon die Zeit voraussehen, wo Niemand, der nicht in Staatsgeschäften zu thun hat, sich ihm nähern darf. Man sollte meinen, Ludwig der Vierzehnte beuge sich wie eine alte Eiche unter der Gewalt der Zeit. Von allem, was er gekostet, von allen berauschenden Dingen, die er gemißbraucht, Ruhm, Kriegsglück, Liebe, Glanz, Schmeichelei des Genies, Unterwürfigkeit des Schicksals, welches sich so lange allen seinen Wünschen gefügt, glänzendere Triumphe, als sie irgend einer seiner Vorgänger errungen — von all diesem ist ihm nichts weiter übriggeblieben als eine unermeßliche Traurigkeit. Er geht im Leben einher wie ein Mensch, der nichts mehr von der Zukunft zu erwarten hat. Die erste Niederlage seiner Waffen ertrug er mit einer Würde und Seelengröße, über welche selbst Die erstaunten, die ihn am genauesten kannten. Wenn die Unbeständigkeit des Schicksals ihm noch mehrere beschieden hätte, so werden diese Unfälle ihn nicht niederbeugen. Ist dies unbezähmbarer Stolz? Ist es christliche Demuth? Wer weiß es? Ludwig der Vierzehnte hüllt sich in Schweigen ein und verkriecht sich gleich einem verwundeten Löwen in seiner Höhle, um darin zu sterben. Er

hat sich an seinem eigenen Hofe ein Grab gegraben, in welches er sich schon bei Lebzeiten versenkt.«

»Es ist dies wohl immer noch das bescheidene Zimmer der Frau von Maintenon?« fragte der Herzog von Orleans.

»Immer noch; seine Seele hat er dem Pater Tellier, der sie nach Belieben lenkt, und sein Herz dem Herzog von Maine überantwortet, der es zum Vortheile seines eigenen Ehrgeizes ausbeutet. Dieser Prinz hat einen sehr hohen Aufschwung genommen, so mächtig er aber auch sein mag, so kann man doch nicht wissen, welchen Gipfel er erreichen wird; denn selbst die unzugänglichsten scheinen nicht außerhalb seines Bereiches zu liegen.«

Herr von Riparfonds sah den Herzog von Orleans an.

»Ja, ja,« antwortete dieser, der die Bedeutung dieses Blickes sehr wohl verstand, »man hätte vielleicht Grund, von der Höhe dieses Fluges viel zu fürchten, wenn man sich, Dank der Mythologie, nicht an die Geschichte von Ikarus und Phaëton erinnerte.«

»Die Mythologie ist eine sehr lehrreiche Wissenschaft,« sagte Paul Emil in ernstem Tone; »man findet darin auch die Geschichte von der Danaë, die für die Jugend sehr nützlich ist.«

Hector sagte nichts. Er hörte zu. Gleich einem Schiffer, der sich anschickt unbekannte Meere zu durchsegeln, hörte er gerne den Erzählungen der Lootsen zu, welche davon zurückkehren.

»Mit einem Worte,« fuhr Frau von Argenton fort, »die Dinge stehen noch ziemlich so, wie Sie dieselben gelassen haben. Man langweilt sich sehr in Marly, wo Frau

von Maintenon ihr Fegefeuer gefunden hat. Man jagt auf enorme Weise in Meudon, wo sich einige Gesellschaft um Fräulein von Choin zu sammeln beginnt; man tanzt und belustigt sich in Sceaux, wohin die Frau Herzogin von Maine einen Kreis von Schöngeistern lockt, die in der Kunst der Hirtenspiele erfahren sind. Herr von Toulouse, unser Großadmiral, möchte gerne die Feinde des Königs zur See bekämpfen, aber er wird daran durch Herrn von Pourchartrain gehindert, welcher die Marine mit in seinem Departement hat. Der Herzog von Maine hüllt sich in sein ernsthaftes Wesen ein wie in ein Schweißtuch, verbirgt aber hinter diesem anscheinend würdevollen Ernste seinen furchtbaren Ehrgeiz. Der Pater Tellier schleicht auf geheimen Wegen der Allmacht entgegen, nähert sich diesem Ziele jeder Tag um einen Schritt, wirft seine Netze im Dunklen aus, wie ein geschickter Jäger seine Beute belauert, und lenkt den ganzen Hof nach seinem Gefallen. Herr von Chamillart, der von Geschäften und Sorgen zu Boden gedrückt wird, verbringt, erstaunt über die Höhe, auf welche die Laune des Königs ihn versetzt hat, seine Stunden mit einer Thätigkeit ohne Rast und erliegt der Bürde, die ihn niederdrückt. Der Herzog von Bourgogne arbeitet streng und fromm schweigend, und theilt sein Leben in zwei Theile — in seine Liebe und seine Religion, seine Gattin und seinen Gott. Die Frau Herzogin glänzt in Marly wie ein Gestirn und unterhält ganz allein noch einige Heiterkeit an einem Orte, an welchem es deren so wenig gibt. Von dem Könige angebetet und von Frau von Maintenon erzogen, ist sie der Abgott des Hofes und alle Herzen liegen ihr zu Füßen.«

»Läßt sie sie denn auch alle liegen?« fragte Herr von Fourquevaux sehr ruhig.

Der Herzog von Riparfonds warf ihm einen strengen Blick zu und der Herzog von Orleans lächelte mit ungläubiger Miene.

»Aber,« entgegnete Paul Emil, »wenn man auch Prinzessin ist, so ist man deswegen nicht weniger Weib.«

»Die Wände haben Ohren, sagt Racine und um nicht etwa in die Bastille wandern zu müssen, werde ich es vermeiden, Ihnen zu antworten,« sagte Frau von Argenton. »Uebrigens ist es Aufgabe der Herren von Nangis und von Maulevrier, Ihnen darüber Auskunft zu geben.«

»Dies genügt mir,« sagte Paul Emil sich verneigend.

»Und so schreibt man Geschichte!« rief Herr von Riparfonds.

»Es ist die beste Art und Weise,« entgegnete Frau von Argenton lachend. »Sie als Männer haben den öffentlichen Markt im Auge, wir Frauen dagegen das Boudoir. Sie sehen die Wirkung, wir die Ursache. Glauben Sie mir, die Geschichte ist eine Spröde, die sich niemals etwas vergeben würde, wenn man nicht zuweilen auf ein wenig ungenirte Weise mit ihr umspränge.«

»Und in Folge dessen ist Herr von Fourquevaux von Dingen überzeugt, die nichts weniger als bewiesen sind!« rief Guy.

»Sehr überzeugt,« sagt Paul Emil. »Ich betrachte diese Dinge schon a priori als gewiß, wie der gute Pater sagte, der mich in der Philosophie unterrichtete. Sagt man nicht allgemein, die Frau Herzogin sei liebenswürdig und besitze viel Geist?«

»Sie sind ein Heide.«

»O, die Heiden waren Leute von sehr gutem Geschmacke.«

»Meine Herren,« rief der Herzog von Orleans, der seine Lachlust kaum im Zaume halten konnte, »erlauben Sie mir einzuschreiten wie Salomo, ein König, dessen Competenz Sie nicht bestreiten werden, mein lieber Guy — und den Zankapfel mitten durchzuschneiden. Frau von Argenton hat Ihnen Nangis und Maulevrier genannt.«

»Und Ihnen den Abbé von Polignac verschwiegen,« sagte sie mit halber Stimme.

»Unterdrücken wir den einen und behalten wir den andern,« fuhr der Herzog von Orleans fort.

»Es sei,« hob Frau von Argenton wieder an. »Nehmen Sie an, ich hätte mich zur Hälfte getäuscht, und sprechen wir nicht weiter davon.«

»Ist dies Alles? fragte Herr von Riparfonds, der trotz seines Ernstes sich des Lachens nicht enthalten konnte.

»Bah!« rief die Favoritin; »der Hof ist ein von unerforschten Amerikas fortwährend volles Weltall. Raffen Sie Ihre Erinnerungen zusammen und Sie werden mich verstehen. Gegenwärtig macht sich vorzüglich die Cabale des Herrn von Vendôme bemerklich, die großes Aufsehen macht und auf das Gemüth des Königs nicht ohne Einfluß ist.«

»Parbleu!« sagte der Herzog von Orleans, »der Herr von Vendôme gehört eben so wie Herr von Maine zum Geblüt der Bastarde; das ist die beste Schmeichelei.«

»Habe ich Ihnen schon etwas von den Intriguen der lothringischen Partei gesagt, welche um Monseigneur herum thätig ist? von den geheimen Umtrieben der Frau Prinzessin

von Ursino, welche mit Frau von Maintenon einen lebhaften Briefwechsel unterhält und, obschon in Spanien, doch bei allem, was in Versailles geschieht, die Hand mit im Spiele hat? Und die dicke Wolke des Jansenismus, diese von Stürmen und Blitzen schwangere Wolke — habe ich Ihnen schon von dieser erzählt? Früher oder später wird das Gewitter zum Ausbruche kommen, Pater Tellier arbeitet unausgesetzt daran. Erwarten Sie, daß ich Sie in alle Manövers, in alle Zänkereien, in alle Bündnisse, in alle Eifersüchteleien der Frau Herzogin von Bourbon, der Frau Prinzessin von Conti und der Frau Prinzessin von Condé einweihe? Durch alle diese unterirdischen Kämpfe hindurch, welche die Stadt nicht kennt, und wovon der Hof nur leise spricht, kommen und gehen die Herren Herzöge und Pairs, alle mit der Sorge um ihren Vorsitz beschäftigt — der Graf von Ayon, aufgebläht und stolz auf seine Verwandtschaft mit Frau von Maintenon, der Herzog von Antin, prachtliebend wie ein indischer König und bei der Herzogin von Bourbon in großer Gunst stehend; der Marschall von Boufflers, verschwenderisch und bescheiden, gleichzeitig Diplomat und Soldat, und die Engländer und Herrn von Chamillart mit gleichem Hasse betrachtend; der Marschall von Vauban, der vollkommen die Haltung eines unter die Boskets von Trianon verirrten Helden Plutarch's hat, die Herren von Chevreuse und Bausliers, zwei als Höflinge verkleidete Weise; der Herzog von Guiche mit den Lorbeeren von Ramilliers bedeckt; Herr von Soubise, den, ich weiß nicht welcher vertrauter Kenner des Hofes den gefälligsten aller Ehemänner nannte; der Herzog von Villars, der sich da, wo Andere sich ruiniren, zu bereichern gewußt hat; die

Herren von Rohan, de la Rochefoucauld, von Duras, von Harcourt, von Aumont, von Gesvres, von Tresmes, von Estrées, von Guéméné, von Tesse und zwanzig andere, berühmt durch ihren Rang und Reichthum ehrgeizige Planeten, welche ihre Bahn um die Sonne beschreiben!«

»Alles das ist sehr schön, aber ich sehe nicht, daß es sehr erheiternd ist,« sagte Herr von Fourquevaux philosophisch.

»Trösten Sie sich, Herr Graf,« rief Frau von Argenton; »in den Gärten von Marly steckt nicht ganz Frankreich.«

»Das beruhigt mich wieder!«

»Und übrigens verliert der Teufel nichts dabei. Die Jugend Ludwigs des Vierzehnten hat Samen ausgestreut —«

»Glückselige Jugend!«

»Und eine ganze Generation erntet.«

»Diese Generation handelt als loyaler Unterthan.«

»Der Cours-la-Reine in Paris kann davon erzählen.«

»Wir werden diesem Cours einen Besuch abstatten, mein lieber Hector.«

Hector senkte, auf diese Weise interpellirt, den Kopf, um seine Zustimmung zu erkennen zu geben.

»Die Maskenbälle feiern nicht, eben so wenig als die Fackelpromenaden.«

»Die Fackeln dienen als Leuchter — bravo!« rief Paul Emil entzückt, »und dann müssen Sie wissen, daß in Versailles die Liebe ein Princip ist, eben so wie das Königthum. Die Liebe ist todt, es lebe die Liebe!«

»Parbleu,« rief Herr von Fourquevaux, »ich will auf Ihre Gesundheit trinken!«

In dem Augenblicke, wo er sein Glas füllte, trat ein Kammerdiener ein und meldete dem Herzog von Orleans, daß die Gerichtsschöppen von Grenoble um die Ehre bäten, ihm ihre Huldigungen darzubringen.

»Nehmen wir einige Flaschen und machen wir sie betrunken,« sagte Paul Emil.

»Gerichtsschöppen!« wiederholte Frau von Argenton mit ganz erschrockener Miene, »Gerichtsschöppen! was sind das für Menschen?«

»Es sind schwarzgekleidete Leute, welche sich für ernsthaft und wichtig halten, weil sie langweilig sind,« antwortete Paul Emil.

»Wohlan,« sagte der Herzog von Orleans, »die Stunde der Audienzen hat geschlagen und die Langeweile tritt ein.«

»Dann ergreife ich die Flucht!« rief Frau von Argenton, indem sie sich erhob.

Paul Emil sprang nach seinem Hute.

»Also im Augenblicke der Gefahr verlassen Sie mich?« rief der Prinz lachend.

»Meiner Treu, Monseigneur, wir wollen Ihnen die ganze Ehre des Triumphes lassen. Wenn Sie den Feind geschlagen haben werden, kommen wir wieder.«

Und Herr von Fourquevaux bot Frau von Argenton die Hand und verließ durch die geheime Thüre das Zimmer.

Achtes Capitel.

Die Heerstraße des Königs.

Während der wenigen Tage, welche der Herzog von Orleans in Grenoble zubrachte, um die Winterquartiere der Armee zu bereiten und die von dem Herzog von Savoyen bedrohte Grenze in Vertheidigungszustand zu setzen, theilte Hector seine Zeit zwischen Cydalisen, welche Herr von Fourquevaux ihm vorgestellt, der Frau von Argenton, zu welcher der Herzog von Orleans sich gern flüchtete und welche oft die intimen Freunde des Prinzen zu einem Souper vereinte, und Christinen, zu welcher er sich so natürlich hingezogen fühlte, wie eine irrende Woge nach dem Gestade.

Nie verging ihm die Zeit rascher, noch nie erschien sie ihm glücklicher angewendet.

Ernste Unterredungen mit Herrn von Riparfonds, der ihn über die Dinge des Hofes unterrichtete, füllten die Stunden der Promenade aus. Die schwermüthigen Klagen des Herrn von Fourquevaux und Cydalisens Heiterkeit vertrieben ihm die Morgenstunden. Andere Stunden verflossen in den Gemächern des Herzogs von Orleans, wohin die Pflichten seiner Stellung ihn häufig riefen.

So oft er aber, ohne Stoff zu Argwohn zu bieten, entschlüpfen und nach dem Hause in der Vorstadt eilen konnte, that er es, obschon es nicht so oft geschehen konnte, als er gewünscht hatte.

Herr von Blettarins liebte die Gesellschaft dieses jungen

abenteuernden Mannes, der ihn an seine ersten Waffenthaten und an die Zeit erinnerte, wo er sich vor den Thoren von Paris herumschlug, und Christine ließ deutlich sehen, daß Hectors Gegenwart ihr nicht mißfiel.

Was Coq-Héron betraf, dem diese nächtlichen Expeditionen fortwährenden Stoff zu langen Predigten gaben, so schalt er fast unausgesetzt, aber man errieth nichtsdestoweniger, daß es ihm sehr unlieb wäre, wenn irgend ein Zufall seinen Herrn eines Glückes beraubt hätte, an welches sein bewegtes Leben ihn noch nicht gewöhnt hatte.

Sobald als die Stunde des Rendezvous geschlagen hatte, steckte Coq-Héron zwei Pistolen in seinen Gürtel, nahm seinen Mantel und machte Herrn von Chavailles Vorwürfe über seine Trägheit, wenn er sich zufällig verspätet hatte. Kaum aber waren Herr und Diener unterwegs, so kamen Strafpredigten und Vorstellungen in den Zug.

Wenn der Herr von Chavailles hinter der kleinen gastfreien Thür verschwunden war, stellte Coq-Héron sich unbeweglich wie jene Riesen, welche die Prinzessinnen in den Märchen bewachen, als Schildwache an die Ecke der Straße und wartete geduldig auf die Rückkunft seines Herrn — mit wachsamen Augen wie ein Falke und mit dem Griff seines schweren Rappiers in der Hand.

Zwischen dem Herzoge von Orleans, Hector und Paul Emil, wie ein Mentor zwischen zwei verliebten Telemachs, stehend, hatte der Herzog von Riparfonds gegen den Einfluß dreier Eucharis zu kämpfen, von welchen die am wenigsten bekannte nicht die am wenigsten verführerische war.

Hector träumte und sagte nichts. Der Herzog von Orleans ermuthigte Guy, an den Thorheiten, worüber die-

ser ihm Vorwürfe machte, selbst theilzunehmen, und Herr von Fourquevaux, der noch mehr verlangte, bemühte sich seinem ernsten Freunde zu beweisen, daß man, um seine Zeit nicht zu verlieren, nichts Besseres thun kann, als sie zu vergeuden.

Endlich kam der Augenblick der Abreise. Eines Abends nach den Audienzen und andern Arbeiten des Tages kündigte der Herzog von Orleans an, daß er sich nach Besançon begeben würde, und es ward beschlossen, daß die Herren von Riparfonds, von Fourquevaux und von Chavailles ihm nach Paris voranreisen sollten.

Frau von Argenton verließ Grenoble, wie sie dort angekommen war — eines Abends in der Dunkelheit, und Cydalise machte ihr Pagencostüm zurecht, um Paul Emil nach Paris zu folgen. Hector entschlüpfte und eilte zu Herrn von Blettarins, um von ihm Abschied zu nehmen. Erschüttert von dem Gedanken an eine Trennung, die er schon vom ersten Tage ihrer Begegnung an wohl vorausgesehen, aber bei welcher er seine Gedanken niemals verweilen lassen, betrat er zum letzten Male das kleine Haus der Vorstadt, wo er so glücklich gewesen.

Christine war allein. Sie stützte sich auf dasselbe Fenster, zu welchem er nach der ersten Nacht, die sie wieder vereinigt, den Schimmer des anbrechenden Tages hatte hereinfallen sehen.

Der Mond, welcher an der unermeßlichen Fläche des durchsichtigen Himmels schwebte, milderte die Schatten des Abends und warf auf die schon mit dem ersten Schnee des Herbstes bekleideten Gebirge die zitternden Strahlen seines kalten bleichen Lichtes. Ein leichter Wind rauschte in den

Bäumen des Gartens, welche fröstelnd ihre von dem nahenden Herbste rothgefärbten Blätter eines nach dem andern verloren. Der eisige Hauch der Nacht trug sie einige Augenblicke lang in seinem irrenden Fluge fort, sie streiften den steinernen Balcon und fielen langsam mit sanftem Geräusche zu Boden.

Ueber den Mauern des Gartens hinweg sah man das schweigende Gefilde, wo sich in der bläulichen Helle der Nacht die schwarzen zackigen Umrisse der Tannen zeichneten und die nahen in Schatten getauchten Häuser mit ihren geraden Linien diese Landschaft einrahmten, die bleicher und ruhiger war als das Antlitz einer in ihrem Lenze vom Tode ereilten Jungfrau.

Während das Auge die sich in dem trügerischen nächtlichen Schimmer verlierenden unsicheren Umrisse verfolgte, fühlte man sich gleichzeitig traurig und weich gestimmt wie beim Anblicke eines jungen Kranken, den der erste Frost des Herbstes hinwegraffen wird.

Christine winkte Hector zu sich heran. Er stützte seinen Arm ebenfalls auf den Fenstersims und sah sie an, während sie vor sich hin in die Nacht hineinschaute.

Sie hatte sich in einen Mantel gehüllt, um sich gegen die rauhe Luft zu bewahren; die durch eine leichte Bewegung in Unordnung gerathene Capuze aber war auf die Schulter herabgefallen und ließ den in Licht gebadeten Kopf bloß.

Nie war Christine ihm schöner erschienen als in dieser Stunde, wo die festen und sanften Züge ihres durch geheime Gemüthsbewegung bleicher gewordenen Gesichtes in den

Strahlen des Mondes weißer und anmuthiger erglänzten als eine Lilie.

Er wollte sprechen und schwieg, weil es ihm schien, als ob seine Worte, so zärtlich und aufrichtig sie auch sein mochten, doch gleichsam ein über die Freimüthigkeit und die Kraft seiner inneren Gedanken geworfener Schleier gewesen wären und nimmermehr das ausgedrückt hätten, was er fühlte.

Dieses langandauernde Schweigen verdoppelte seine Gemüthsbewegung. Durch die sanfte Gewalt dieses unaussprechlichen Zaubers einen Augenblick lang unterjocht, bückte Hector sich und drückte seine Lippen auf den Saum des von Christinens Arm zurückgestreiften Mantels.

Die leidenschaftliche Traurigkeit und das stumme Feuer dieser Bewegung entgingen ihr nicht. Sie wendete ihre großen braunen Augen gegen Hector und sah ihn sanft bewegt, aber ohne Unruhe an.

»Sie reisen ab,« sagte sie, indem sie an Hectors Blässe plötzlich errieth, was er ihr zu sagen hatte.

»Ja,« antwortete er mit so schwacher Stimme, daß dieses Wort wie ein Seufzer verhallte.

»Bald?«

»Morgen. — Sie kennen gelernt zu haben und Sie verlassen zu müssen,« hob Hector wieder an, während Christine ihre noch glänzender gewordenen Augen gegen Himmel richtete.

»Warum sagen Sie das?« entgegnete sie. »Finden Personen, die sich eine der andern erinnern, sich nicht immer wieder?«

»Wann werde ich Sie wiedersehen? Wo und wie?«

»Recht bald hoffe ich; spätestens in einem Jahre. Das Uebrige steht bei Gott.«

»In einem Jahre! Früher war dies ein Traum, jetzt scheint es mir als wäre dies eine Ewigkeit.«

»Aber wie kann dieses Wort Sie erschrecken? Sie werden diese Zeit damit zubringen, daß Sie im Dienste des Königs kämpfen, und wir werden sie verwenden, um für Sie zu beten und an Sie zu denken. Und wenn Sie wiederkommen, so wird Alles sich so wenig verändert haben, daß es Ihnen vorkommen wird, als hätten Sie uns gar nicht verlassen.«

Christinens Worte drangen mit sanfter Gewalt in Hectors Herz und brachten ihm Frieden und Trost. Die Zukunft war nun nicht mehr eine von Finsterniß und Gefahren erfüllte Nacht, sondern vielmehr eine Quelle, aus welcher Hoffnung strahlte. Hector hätte sich gerne Christinen zu Füßen geworfen, aber die Atmosphäre von Keuschheit, welche sie umhüllte, hielt ihn zurück.

»Ich kam mit angsterfülltem Herzen,« hob er wieder an, »aber getröstet und gestärkt werde ich davongehen.«

»Was in mir vorgeht, sagt mir deutlich, was in Ihnen vorgeht,« sagte sie ein wenig erröthend, während sie jedoch ihre Augen auf die Hectors heftete. »Wir sind wie die vom Winde herumgeschleuderten Blätter. Das Unglück hat uns schon in der Wiege erfaßt und nicht wieder losgelassen. Gott aber, der das Insect im Staube sieht, wird vielleicht auch auf uns einen Blick des Erbarmens werfen. Wir wollen unser Vertrauen auf ihn setzen und geduldig harren.«

Während Christine sprach und auf diese Weise in ihren

Gedanken ihre beiden Existenzen verschmolz, trieb der Wind eine Locke ihres aufgelösten Haares an Hectors Lippen. Er hielt sie mit denselben fest, wagte kaum noch zu athmen und drückte stumme Küsse darauf. Christine ergriff eine kleine Scheere, schnitt die Locke ab und reichte dann Herrn von Chavailles die Hand.

»Kommen Sie,« sagte sie, »ich höre meinen Vater und Sie werden ihm Lebewohl sagen.«

Am nächstfolgenden Morgen verfolgte Herr von Riparfonds, Paul Emil und Herr von Chavailles zu Pferde die Straße, welche nach Lyon führt. Sie hatten beschlossen, in kleinen Tagemärschen zu reisen und ihre Equipagen vorauszuschicken, welche sie bestiegen, wenn das Wetter schlecht ward, oder wenn sich Ermüdung einstellte.

Ein Trupp Diener, mit dem Hirschfänger am Gürtel und der Muskete am Sattelknopfe, ritt neben ihnen her.

Eine dritte Equipage rollte in einiger Entfernung, von einem hübschen Pagen escortirt, dem Herr von Fourquevaux sich zuweilen des Abends anschloß und der sich oft des Morgens unter die Reisenden mischte.

Herr von Riparfonds, welcher Cydalise schon seit langer Zeit kannte, hatte anfangs die Stirne gerunzelt, aber seine Ernsthaftigkeit hatte gegen die witzigen Einfälle und die Heiterkeit der Schauspielerin, die allein mehr Lärm machte als zehn Studenten zusammen, nicht Stand zu halten vermocht.

Coq-Héron ritt einen großen Rothschimmel, zankte die Hälfte des Tages und tadelte ohne Scheu Alles, was man that, obschon ihn dies nicht abhielt, bei Allem mit Hand

anzulegen und zwar rascher und besser als irgend einer der Lakeien.

Er war der Quartiermeister der Caravane und Cydalise, die ihn zu ihrem Günstlinge gemacht, brachte ihre Zeit am liebsten damit zu, daß sie Streit mit ihm suchte. Diese Streitigkeiten begannen beim Frühstück und gingen erst beim Abendessen zu Ende. Wenn sie ihn ordentlich in Zorn sah, näherte sie sich ihm rasch, zupfte ihn an dem Schnurbarte, lachte wie toll, gab ihm einen Nasenstüber und galoppirte dann schnell davon, unter dem Vorwande, das Diner zu bestellen, von welchem Coq-Héron, wie sie sagte, nichts verstand.

Coq-Héron gab seinem Pferde, die Sporen, um hinter ihr dreinzusprengen, Paul Emil ließ dem seinigen die Zügel schießen und Herr von Riparfonds und Herr von Chavailles mußten, von ihren Gäulen fortgerissen, es eben so machen. Die Cavalcade brauste dann wie ein Orcan auf der Straße dahin und machte nicht eher Halt, als bis an der Thüre der nächsten Herberge. Zuweilen holte Coq-Héron die neckische Cydalise wirklich ein, hob sie dann rasch aus dem Sattel und trug sie in seinen starken Armen davon wie eine Puppe. Cydalise war dann allemal halb todt vor Angst und klammerte sich krampfhaft an den alten Soldaten an, aber dennoch war die Furcht kein Hinderniß für ihre Heiterkeit. Er seinerseits lachte ebenfalls und dann kehrten beide lachend, schreiend und sich streitend zu Herrn von Fourquevaux zurück. Das Nächste, was es dann zu thun gab, war, das entflohene Pferd wieder einzufangen.

Zwei oder drei Tage nach dem ersten Nachtlager bei frischem, schönem Wetter, eines Morgens, als Herr von

Chavailles stehen geblieben war, um an dem Zügel seines Pferdes etwas in Ordnung zu bringen, sah er sich, hinter den Andern zurückgeblieben, mit Coq-Héron allein.

»Apropos, Herr Marquis,« sagte der alte Soldat zu ihm, »ich habe eine Frage an Sie zu richten.«

»Sprich.«

»Was gedenken Sie mit Fräulein von Blettarins zu machen?«

»Wie?« rief Hector, der nicht recht gehört zu haben glaubte.

»Wie mir scheint, rede ich ganz deutlich und frage Sie, was Sie mit der jungen Dame zu machen gedenken, der Sie in Grenoble den Hof machten.«

»Das ist eine niedliche Frage!« antwortete Hector.

»So niedlich als Sie meinen, aber ich stelle sie.«

Hector hatte, die Wahrheit zu sagen, niemals an die Folgen gedacht, welche aus seiner Begegnung mit Fräulein von Blettarins hervorgehen konnten. Er hatte sich ganz natürlich dem Zauber ihrer Liebe überlassen, wie das Wasser einer Quelle, die einem blumigen Abhange folgt, sich der Strömung überläßt. Was aber den Gedanken an die Zukunft betraf, so hatte er diesen noch nicht im mindesten berührt, ausgenommen um die Zeit zu bedauern, die er fern von Christinen zubringen würde. Es dünkte ihm, als ob die Süßigkeit des Liebens dem Leben genügte, und darüber hinaus ging sein Ehrgeiz nicht. Die so präcis gestellte Frage Coq-Héron's jedoch führte ihn mit Gewalt zu dem Bewußtsein der Wirklichkeit zurück.

»Aber,« hob er an, »wenn man das Glück hat, ein rechtschaffenes Mädchen zu besitzen, welches Geburt und

Schönheit besitzt, dann muß man sein höchstes Glück darin suchen, daß man sie heiratet.«

»Und dies ist also der Vorsatz, den Sie gefaßt haben?«

»Versteht sich.«

»Ein schöner Vorsatz, meiner Treu, der Ihrem gesunden Menschenverstande zur Ehre gereicht.«

Hector sah Coq-Héron von der Seite an.

»Was sagst Du?« rief er, »und welcher elende Gedanke regt sich in deinem Gemüthe?«

»Ich hege keine elenden Gedanken, gnädiger Herr — ich überlege.«

»Nun, so laß uns das Ergebniß deiner Ueberlegung hören.«

»Es ist sehr einfach.«

»Desto besser, dann wird es auch um so kürzer sein.«

»Hören Sie mich vor allen Dingen, gnädiger Herr; Ihre Bemerkungen können Sie dann später machen.«

»Nun gut, so sprich!«

»Sie besitzen kein Vermögen — nicht wahr, nicht?«

»Leider ist es so.«

»Herr von Blettarins scheint mir gerade so viel zu besitzen wie Sie, und Sie werden selbst zugeben, daß dies nicht hinreichend ist, um einen Haushalt anzufangen. Dennoch ist dies Ihr Vorsatz und man kennt Ihre Starrköpfigkeit. Sie werden sie also an einem der nächsten Tage heiraten.«

»Dieser nächste Tag ist noch fern,« sagte Herr von Chavailles mit einem Seufzer.

»Dennoch wird er zeitig genug da sein. Dann werden Kinder kommen und Sie werden sie in der Gnade Gottes erziehen. Wenn nun aber unglücklicher Weise die Vorsehung

vergißt, sie zu ernähren? Wer wird sie dann ernähren, wenn ich fragen darf?«

»Habe ich nicht einen Degen?«

»Ach, gnädiger Herr, wenn Sie einen Degen haben, so hat der Feind dagegen Kugeln.«

»Man wird sich bemühen, ihnen aus dem Wege zu gehen.«

»Die Kugeln halten sich keine Lakeien, um die Leute zu warnen, und werden Sie tödten, ohne erst »vorgesehen« zu rufen. Ich kenne Leute, die größer waren als Sie, und durchaus nicht unbeholfen, die aber dennoch hinweggemäht wurden wie Strohhalme.«

»Das ist ein niedlicher Vergleich, der sehr geeignet ist mich zu beruhigen.«

»Ob er niedlich ist, weiß ich nicht, sicherlich aber ist er wahr.«

»Gibst Du Dich vielleicht auch mit Prophezeiungen ab, wie jene Zigeunerin?«

»Gnädiger Herr, ich bin Soldat und spreche als Soldat. Wenn Sie jetzt scherzen wollen, so sagen Sie es, und wir werden lachen.«

»Gott bewahre mich davor!«

»Dann, Herr Marquis, erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß, wenn man, wie Sie, weiter nichts hat als seinen Adelsbrief und seinen Degen, man nicht wie die Minnesänger daran denkt, ein armes Mädchen zu heiraten, welches keine andere Aussteuer mitbringt, als ein hübsches Gesicht.«

»Das ist aber eine Aussteuer, die eben so viel werth ist als eine andere.«

»Das kommt auf die Stunden an. Des Morgens,

wenn man Appetit zu frühstücken hat, reicht das Gesicht nicht mehr hin.«

»Da kannst Du Recht haben!« rief Hector lachend.

»Parbleu! ich habe immer Recht. Glauben Sie, es gezieme einem Edelmanne seiner Frau mit seinem Namen Mangel und Elend mit in's Haus zu bringen, und muß man, wenn man von einem jungen Mädchen geliebt wird, sie auf ihre ganze Lebenszeit zum Unglücke verdammen?«

»Dies bestimmt mich, und nach reiflicher Ueberlegung werde ich niemals eine Andere als eine reiche Witwe heiraten.«

»Das heißt, Sie wollen Fräulein von Blettarins aufgeben?«

»Ich werde wohl müssen.«

»Und mir sagen Sie dergleichen Dinge?«

»Wem soll ich sie sonst sagen als dem Mentor, der mich über die Thorheiten meiner Jugend und die Verblendung meiner Liebe aufklärt?«

»Das ist aber ein wenig zu stark! Ich weiß in der That nicht, für wen Sie mich ausgeben würden, wenn man Sie hörte,« rief Coq-Héron wüthend. »Jedes Ihrer Worte schmeckt nach Ketzerei, gnädiger Herr, und ich, der ich Sie heranwachsen sehen, begreife nicht, wie Sie solche Gesinnungen aussprechen können.«

»Aber sind dieselben nicht der Abglanz deiner eigenen Rathschläge? das Echo deiner weisen Reden?«

»Sie wollen mich wohl verspotten? Wie können Sie sagen, ich hätte Ihnen den schäbigen Rath gegeben, eine Witwe zu heiraten? Was! Sie wollen Fräulein von Blettarins entsagen, weil sie arm ist, und unter dem Vorwande,

daß Sie auch nichts besitzen? Das sind Gesinnungen, die sich für einen Edelmann nicht schicken. Fräulein von Blettarins liebt Sie.«

»Bist Du davon überzeugt?«

»Ja wohl, ich setze meinen Kopf dafür zum Pfande. Ihre Untreue wäre ihr Tod.«

»Ihr Tod!« wiederholte Hector.

»Ja, Herr Marquis; man sieht wohl, daß Sie die jungen Mädchen nicht kennen, wenn Sie daran zweifeln. Sie ist von edlem Blute. Ihr Vater ist ein würdiger Herr, mit dem ich noch niemals gesprochen habe, den ich aber achte, als ob ich ihn seit hundert Jahren kennte. In dem ganzen Lande würden Sie keine rechtschaffenere Familie finden. Fräulein von Blettarins ist die einzige Frau, die für Sie paßt.«

»Versicherst Du mir das?«

»Ich beschwöre es. Was sprechen Sie von einer Witwe, die im Golde sitzt und was brauchen Sie so viel Gold, um glücklich zu sein?«

»Das ist richtig.«

»Uebrigens dürfen Sie nicht glauben, Fräulein von Blettarins sei so arm wie Hiob.«

»Wie? Sollte sie ihren Reichthum verschwiegen haben?«

»Sie hat durchaus nichts verschwiegen, aber Sie haben Augen, um nicht zu sehen.«

»Dann habe ich wenigstens Ohren, um zu hören. Erkläre Dich deutlicher.«

»Sehr gerne.«

Und Coq-Héron begann die chimärischen Einkünfte des Fräuleins von Blettarins an den Fingern herzuzählen.

»Erstens ist sie sparsam,« sagte er, »und das wird Sie abhalten, jährlich acht- bis zehntausend Livres zum Fenster hinauszuwerfen. Zweitens ist sie ordentlich und dies sichert die Erhaltung des Vermögens, welches Sie nicht verfehlen werden zu erwerben. Drittens ist sie nicht für die Toilette, für Gesellschaften, fürs Theater und jene tausenderlei Frivolitäten eingenommen, welche fortwährende Veranlassungen zu Ausgaben sind. Sie besitzt viel Verstand und dies wird Ihnen, wenn Sie ihren Rathschlägen folgen, tausend Thorheiten vermeiden helfen, welche stets kostspielig sind und von welchen junge Leute ihres Charakters sich allzuleicht hinreißen lassen. Sie ist gewandt, vorsichtig, in vielen Dingen schon sehr erfahren und dies sind unerschöpfliche Quellen des häuslichen Wohlstandes. Ich kenne viele Erbinnen, die zweihunderttausend Thaler im Vermögen haben und noch lange nicht so reich sind wie Fräulein von Blettarins.«

»Das ist aber eine wunderbare Berechnung, an die ich noch nicht gedacht habe.«

»Sie denken niemals an etwas.«

»Du hast Recht, Coq-Héron, und ich werde Fräulein von Blettarins heiraten.«

»Was für dumme Streiche würden Sie begehen, wenn ich nicht immer da wäre, um Ihnen gute Rathschläge zu geben!« rief Coq-Héron, indem er sich die Stirne trocknete.

»Ohne Zweifel,« antwortete Herr von Chavailles, der trotzdem, daß er an Coq-Héron's excentrisches Wesen gewöhnt war, nicht umhin konnte zu lachen; »ohne Zweifel,

mein Freund. Es scheint mir blos, als gibst Du Dir viel Mühe, um mir zu beweisen, daß ich Recht habe.«

Coq-Héron richtete sich auf, um zu antworten, und die Discussion stand im Begriffe sich auf's Neue zu entspinnen, als Cydalise sich näherte und die Streitenden unterbrach. Es war schon mehrere Stunden her, daß sie sich nicht mit dem alten Soldaten geneckt hatte, und war übrigens vom Morgen an stets im Schritte geritten. Dies war mehr als es bedurfte, um sie zu bestimmen, die außerordentliche Aufregung, in welcher sie ihn überraschte, zu benützen. Sie ritt daher ganz nahe an Coq-Héron heran, betrachtete ihn mit komischem Ernste und rief:

»Ach mein Gott, was fehlt Euch denn? Ihr seid ja bleich wie ein Todter!«

»Ich?« rief Coq-Héron, welcher sich sehr echauffirt fühlte.

»Ja, Sie! Es müßte denn einem magern Teufel eingefallen sein, sich eurer Hülle zu bedienen, um sich zu maskiren.«

»Und Sie finden, daß ich bleich aussehe?«

»Man könnte sich vor Euch fürchten.«

»Das ist aber eigenthümlich.«

»Sehr eigenthümlich!« sagte Cydalise in ernstem Tone.

Coq-Héron wendete seine Augen auf Herrn von Chavailles, welcher ein Jagdliedchen zwischen den Zähnen hindurchpfiff.

Hector achtete nicht weiter auf diese stumme Interpellation.

»Ihr müßt krank sein,« hob die Schauspielerin wieder an. »Fühlt Ihr Euch nicht fieberhaft?«

»Keineswegs. Nie habe ich mich wohler befunden.«

»Hm! darauf verlaßt Euch ja nicht! Jetzt werdet Ihr ganz gelb! Es ist entsetzlich! Da schaut Euch einmal an.«

Cydalise zog aus ihrer Tasche einen kleinen Spiegel, den sie immer bei sich führte, und bot ihn Coq-Héron, der sich desselben bemächtigte. In dem Augenblicke aber, wo er das Glas zur Höhe seiner Augen emporhob, riß Cydalise ihm gewandt den Hut vom Kopfe, und gab ihrem Pferde die Sporen.

»Da!« rief sie, »das wird Euch wieder ermuntern und Euch frischer machen als eine Rose.«

Das durch die Sporen angestachelte Pferd rannte im Galopp davon, Coq-Héron fluchte in den Bart, ließ seinem Gaule ebenfalls die Zügel schießen und sprengte hinter Cydalisen drein. Binnen wenigen Secunden hatten sie Herrn von Riparfonds und Paul Emil überholt und verschwanden in einer Staubwolke, welche von dem Wind hinweggetragen zu werden schien. Cydalise focht mit Coq-Héron's Hute hin und her, und ihr Verfolger schwenkte, sich über den Hals seines großen Gaules beugend, den Spiegel wie einen Degen.

Sie lachte wie toll, und er schimpfte und fluchte wie ein Heide.

Als sie so vielleicht zwei Lieues zurückgelegt, that Cydalisens Pferd, durch eine plötzlich mit lautem Gebell quer über die Straße rennende Meute erschreckt, einen Seitensprung und setzte über eine Hecke, welche die Straße von einer Wiese trennte.

Die Heftigkeit der Bewegung warf Cydalise aus dem

Sattel, und da die Hufe des Pferdes in dem hohen Grase der Wiese ausglitten, so stürzte es zu Boden.

Coq-Héron war nur wenige Schritte von Cydalisen entfernt, aber sein Pferd war einmal im Schuß, so daß er es nicht zeitig genug anhalten konnte, und Cydalise wäre ohne Beistand mitten auf der Wiese ausgestreckt liegen geblieben, wenn nicht ein Cavalier, der mit zu der Jagd gehörte, sich beeilt hätte, sich ihr zu nähern.

Cydalise hatte, durch den Sturz betäubt, die Besinnung verloren; ihr von dem Kamme, der es unter dem Hute festhielt, losgegangenes Haar fiel auf die Schultern herab und verrieth ihr Geschlecht.

Der unbekannte Cavalier hob sie in seinen Armen empor, und spritzte ihr, um sie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken, einige Tropfen frisches Wasser in's Gesicht. Coq-Héron, dem es endlich gelungen war, seines Gaules Herr zu werden, und Herr von Fourquevaux, welcher das seinige ebenfalls in Galopp gesetzt, kamen beinahe gleichzeitig auf der Wiese an.

Paul Emil sprang rasch vom Pferde.

»Es hat nichts zu bedeuten, mein Herr,« sagte der Jäger zu ihm. »So eben schlägt die junge Dame schon wieder die Augen auf.«

In der That hob Cydalise ihre weißen Augenlider, und als sie Herrn von Fourquevaux und Coq-Héron, die sie mit unruhiger Miene betrachteten, einen Fremden, der sie auf der Erde knieend mit seinen Armen stützte, und dessen Pferd ruhig in der Nähe graste, um sich erblickte, begriff sie sofort Alles und sprang mit einer Elasticität auf die Füße,

welche hinreichend bewies, daß sie noch die Freiheit aller ihrer Bewegungen besaß.

»Der Teufel hole Sie!« rief Coq-Héron, sobald er sie wieder auf den Füßen sah.

»Ich danke, mein Freund, ich gehöre zu der Familie, und der Teufel ist nicht der Mann, der seine eigene Cousine holte,« antwortete die Schauspielerin lachend.

»Ich glaube auf mein Wort, Sie haben mich zum fürchten gemacht,« entgegnete der alte Soldat mürrisch. »Hier ist Ihr Spiegel — geben Sie mir meinen Hut wieder.«

Als der Jäger Coq-Héron's Stimme vernahm, stutzte er, wendete sich nach ihm herum, und betrachtete ihn mit neugierigem Blicke.

Coq-Héron achtete hierauf nicht, sondern eilte, seinen großen Filzhut zu holen, der an einem Ast der Hecke hängen geblieben war. Das Wetter hatte sich mittlerweile geändert und in dem Augenblicke, wo Herr von Riparfonds und Herr von Chavailles, die in bedächtigem Schritte ritten, auf der Straße erschienen, begannen einige schwere Regentropfen zu fallen. Die Sänften waren noch weit zurück, Cydalise bedurfte trotz ihrer Heiterkeit der Ruhe, und man sah keine Herberge in der Nähe.

Hector und Guy waren beim Anblicke Cydalisens, die sich, noch ein wenig bleich, auf Paul Emils Arm stützte, ebenfalls über die Hecke gesetzt.

Der fremde Cavalier drehte sich bei dem Getöse der Hufschläge herum, und konnte bei dem Anblicke Hectors eine Geberde der Ueberraschung nicht unterdrücken. Seine

durch das Runzeln der Stirne ein wenig bedeckten Augen, schweiften vom Herrn zum Diener mit einem eigenthümlichen Ausdrucke, in welchem Unruhe, Genugthuung und noch etwas mehr, sich zu mischen schien.

»Aber, meine gnädigen Herren,« sagte Coq-Héron, der nun hinsichtlich der Folgen des Unfalles vollkommen wieder beruhigt war, »während Sie Mademoiselle über ihre Gewandtheit allerhand Schmeicheleien sagen — denn man muß gestehen, daß man noch niemals auf so geschickte Weise ungeschickt gewesen ist — fällt der Regen, und wir werden naß werden bis auf die Haut, wenn wir nicht irgend ein Obdach suchen.«

»Wohlan denn, zu Pferde!« sagte Guy.

»Meine Herren,« sagte nun der Fremde, indem er die Gesellschaft höflich begrüßte, »die nächste Herberge ist drei Lieues von hier, und Mademoiselle ist nicht im Stande, die Ermüdung eines so langen Rittes auszuhalten. Dort, hinter den Bäumen werden Sie dagegen die Wohnung eines Edelmannes finden, welcher mich selbst gestern gastfreundlich aufgenommen hat, und sich freuen wird, Ihnen heute denselben Dienst leisten zu können.«

»Brechen wir auf dahin,« antwortete Paul Emil.

Man begrüßte den Fremden, welcher seinem Diener durch einen Wink befahl vorauszureiten, und nachdem die Gesellschaft zu Pferde gestiegen war, folgte man ihm in der Richtung, welche er andeutete.

Neuntes Capitel.

Der Neffe eines großen Mannes.

Der Cavalier, welcher Cydalisen, den Herren von Riparfonds, von Chavailles und Fourquevaux und ihrem Gefolge voranritt, war ein Mann, welcher vierzig bis fünfundvierzig Jahre zählen konnte. Er war von mittlerem Wuchse, kräftig und gut gebaut, und hatte dabei ein distinguirtes Ansehen, während seine Manier der besten Gesellschaft angehörte. Er hatte eine Fülle braunen Haares, einen dichten Schnurbart mit einem königlichen Spitzbart nach Art derer, die man zur Zeit des Königs Ludwig des Dreizehnten trug, und der Mund und Kinn bedeckte. Seine Augenbrauen waren dünn, sein Teint bleich und rein und sein Gesicht verrieth eine Kälte, deren Ausdruck durch seine vornehme ernste Miene noch gesteigert ward.

Trotz der Ueberraschung, die er bei Hectors Anblick verrathen, begrüßte dieser ihn, wie man einen Fremden begrüßt. Sobald er einen Bach überschritten hatte, an dessen Rande sich eine Reihe Bäume hinzog, gewahrte die Gesellschaft am Fuße eines Hügels ein großes, von umfangreichen Gärten umgebenes Schloß. Dieses schien eben so prachtvoll als die Gärten vortrefflich angelegt zu sein. Ein kurzer Galopp brachte die Cavaliere an das Ehrengitter.

»Sie sind hier bei dem Herrn Herzog von Mazarin,« sagte nun der Führer, indem er sich nach der Gesellschaft herumdrehte. »Ich sehe ihn da unten in seiner Gallerie und werde, wenn Sie mir es erlauben, Sie zu ihm führen.«

Das Gitter drehte sich in seinen Angeln, die Cavaliere traten in einen großen Hof, wo zahlreiche Lakeien sich beeilten, sie zu empfangen. Der Herr des Hauses kam beim Anblicke der Cavalcade, die bei ihm Halt machte, auf den Perron des Schlosses, nahm den Hut ab und begrüßte trotz des Regens seine Gäste auf die höflichste Weise.

»Seien Sie mir willkommen,« sagte er; »dieses Schloß und Alles, was es enthält, stehen mit Einschluß meiner Person Ihnen zu Diensten.«

Herr von Riparfonds nannte sich und seine Freunde. Wenn er auf das, was um ihn her vorging, während er sprach, geachtet hätte, so würde er ohne Zweifel bemerkt haben, daß bei dem Namen des Herrn von Chavailles der fremde Cavalier unsern Freund Hector mit noch größerer Aufmerksamkeit betrachtete, gerade als ob er die Züge desselben seinem Gedächtnisse einprägen wollte, um sich ihrer bei Gelegenheit zu erinnern.

»Treten Sie ein,« meine Herren, antwortete der Herzog von Mazarin, »das Wetter ist plötzlich umgeschlagen und ich hoffe, es werdelange genug schlecht bleiben, um Sie zu nöthigen, wenigstens einige Tage bei mir zu verleben.«

Herr von Riparfonds dankte ihm auf seine Artigkeit und man folgte dem Herzoge in eine prachtvoll ausgestattete, mit werthvollen Statuen unt seltenen Gemälden geschmückte Gallerie, wo Herr von Mazarin seine Gäste bat, bis zu dem Augenblicke zu warten, wo ihre Gemächer in Bereitschaft sein würden.

»Das ist seltsam,« sagte Paul Emil, während Cydalise und ihre Freunde ihre Kleider an einem großen Feuer trockneten, welches in einem Camine von gemeißeltem Mar-

mor brannte. »Die Statuen sind von wunderbarer Schönheit und die Gemälde scheinen mir von den besten italienischen und flamländischen Meistern zu sein, aber die Statuen sind verstümmelt und die Gemälde besudelt. Dort sehe ich eine Venus, der man die Brüste abgeschlagen hat, und eine Nymphe von Correggio, von der man weiter nichts mehr sieht als den Kopf und die Füße.«

Guy ließ seine Blicke in der ganzen Gallerie umherschweifen und Hector und Paul Emil machten darin die Runde. Der unerbittlichste Hammer hatte die Statuen getroffen und der barbarischste Pinsel die Gemälde beschmutzt. Jagende Dianen, Najaden, Jungfrauen, Bacchanten, Satyre, Adonis, rosige Amors, im Grase ruhende Nymphen, irrende Endymions, Faune, Judith und Delilah, Helden und Halbgötter, Courtisanen, Titians, Syrenen, Albano's — alle Meisterwerke der Palette und des Meißels betrübten die Augen durch den Anblick ihrer Verstümmlungen.

Der Fremde lächelte.

»Das überrascht Sie, meine Herren,« sagte er, »und dennoch ist das, was Sie hier sehen, noch nichts gegen das, was Sie sehen werden.«

»So! Nun das sind gute Aussichten!« rief Cydalise.

»Seien Sie versichert, Madame,« hob der Fremde wieder an, »daß in Bezug auf Extravaganzen die Phantasie des Herrn von Mazarin Alles übertreffen wird, was Ihre Einbildungskraft träumen kann. Sein Onkel, der Herr Cardinal sagte, indem er von Frau von Chevreuse sprach, wenn drei Frauen von diesem Charakter sich in die Politik mischten, so wäre es unmöglich, das Königreich zu regieren. Eben so könnte man von dem Herrn Herzoge sagen, daß,

wenn drei Männer von dieser Art sich in die Verwaltung mischten, das Königreich in drei Jahren ruinirt sein würde.«

»Also ist er wohl nicht recht bei Verstande?« fragte Paul Emil.

»Er? Durchaus nicht! Er ist ein Mann von großem Verstande, sehr unterrichtet, prachtliebend in seinen Gewohnheiten. Er besitzt Geschmack, Frömmigkeit, Bescheidenheit, Gefälligkeit, erprobten Muth und erfreut sich der ganz besondern Gunst des Königs. Aber alle diese Eigenschaften vermögen nichts gegen eine sonderbare Schrulle seines Geistes.«

»Das verlohnt der Mühe, so viele Tugenden zu besitzen, wenn ein einziger kleiner Fehler das ganze Gerüst derselben über den Haufen wirft,« sagte Cydalise.

»Sie wissen doch, daß dieser Herr, der Sohn des Herrn Herzogs de la Milleraye, von dem Herrn Cardinal adoptirt ward, der ihm mit seinem Namen auch eine seiner Nichten gab. Er ist der reichste Unterthan des Königs. Er besitzt Millionen zu Dutzenden. Er kennt nicht die Zahl seiner Schlösser. Seine Besitzungen reichen weiter als der Horizont. Er ist Gouverneur von zehn Provinzen gewesen. Die Edelsteine seiner Schmuckkästchen würden die Juwelen von zehn Kronen in den Schatten, stellen und er mag es anfangen wie er will, so wird es ihm niemals gelingen, seine ganzen Güter durchzubringen.«

»Hm!« sagte Cydalise, »man kennt Leute, die damit wohl fertig werden dürften.«

»Besser und schneller als er gewiß nicht,« entgegnete der Fremde lächelnd.

Herr von Fourquevaux wollte neue Fragen an den

Fremden richten, als plötzlich Herr von Mazarin, von mehreren Lakeien gefolgt, wieder eintrat, und seine Gäste aufforderte, sich in ihre Zimmer zu begeben, wo sie alle nöthigen Bequemlichkeiten finden würden, um sich zu erfrischen und die Toilette zu wechseln.

Nach einem in prachtvollem goldenen Geschirre aufgetragenen Imbisse lud Herr von Mazarin seine Gäste ein, das Schloß und die Gärten in Augenschein zu nehmen.

Der Regen hatte aufgehört und ein leichter frischer Wind trank die Wassertropfen von dem Laubwerk der Bäume. Die Sonne sank nach dem Horizonte hinab, wo gewaltige kupferfarbene Wolkenmassen sich emporthürmten. Der Wald erglänzte in jenen enormen Farbentönen, welche der Herbst hervorzaubert, und der frische Geruch, den der Gewitterregen dem feuchten Grase entlockt, schwamm in der belebenden Luft.

»Parbleu!« sagte Paul Emil, indem er sich die Hände rieb, »wir werden die Beweise von jenen wunderbaren Extravaganzen sehen, wovon man uns erzählt hat.«

»Ich weiß nichts,« antwortete der Fremde, an welchen Herr von Fourquevaux das Wort richtete, »aber ich stehe Ihnen im Voraus dafür, daß Ihre Erwartung nicht getäuscht werden wird.«

»Apropos, mein Herr,« hob Paul Emil wieder an, »ich habe die Ehre gehabt, Ihnen für die Sorgfalt zu danken, welche Sie Fräulein Cydalisen gewidmet haben, aber ich habe vergessen, Sie zu fragen, wem wir das Glück verdanken, ein so gutes Nachtlager gefunden zu haben. Sie wissen, wer wir sind, und meine Freunde, und auch ich würde sehr erfreut sein, Ihnen für alle Ihre guten Dienste unsere Dankbarkeit zu erkennen zu geben.«

Hector und Cydalise verneigten sich ebenso wie Herr von Riparfonds.

„Meinen Namen, meine Herren,“ antwortete der Cavalier, „kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht nennen. Gewisse Gründe, Familienrücksichten, nöthigen mich, ihn noch einige Zeit lang zu verschweigen, aber seien Sie überzeugt, daß wir uns wiederfinden werden.“

Der Fremde sprach diese letzten Worte mit einem Lächeln und in einem Tone, der auf hundert verschiedene Weisen gedeutet werden konnte, worin aber die drei Edelleute blos einen Beweis des sehnlichen Wunsches sahen, den er hegte, ihre Bekanntschaft zu cultiviren. Sie begrüßten den Fremden, welcher fortfuhr:

„Wenn Sie aber mich, um die Unterhaltung zu erleichtern, den Herrn Chevalier nennen wollen, so werden Sie mir einen Titel geben, auf welchen ich einiges Recht habe.“

„Wohlan, Herr Chevalier,“ sagte Paul Emil, „erlauben Sie mir zu hoffen, daß ein Tag kommen wird, wo wir bei der Armee oder an der Tafel, in Flandern oder in Versailles, nähere Bekanntschaft machen werden.

„Das ist mein lebhaftester Wunsch,“ antwortete der Fremde und drückte die Hand, welche Herr von Fourquevaux ihm bot, sah aber Hector an.

Die Gesellschaft folgte Herrn von Mazarin in den Hof, wo Cydalise einen Wagen von eigenthümlicher Form bemerkte, um welchen vier große schwarzgekleidete Lakeien mit verschränkten Armen herummarschirten. Dieser mit Tuch überzogene und mit weißen Zierathen beschlagene, niedrige, feste und an den Schlägen das Wappen des Herzogs tra-

gende Wagen hatte das unheimlichste Ansehen, welches man sich denken kann. Herr von Mazarin ging vorbei und grüßte.

Cydalise hielt, sehr neugierig und durch die Hindeutungen des Cavaliers noch mehr angestachelt, Paul Emil sanft am Arme und blieb ein wenig zurück, bis die Gesellschaft das Gitterthor passirt hatte.

Dann näherte sie sich einem der Lakeien.

»Könnt Ihr mir vielleicht sagen,« fragte sie, »wozu dieser Wagen dient, um welchen herum Ihr Schildwache zu stehen scheint?«

»Es ist der Wagen der Frau Herzogin,« antwortete der Diener.

»Herr von Mazarin ist also nicht Witwer?«

»O doch — die Herzogin ist wohl schon einige dreißig Jahre todt.«

»Und dies ist ohne Zweifel der Wagen, dessen sie sich bei Lebzeiten bediente — der ist ziemlich sonderbar.«

»Nein, Madame; die arme Herzogin bediente sich seiner nur seit ihrem Tode.«

»Ach, mein Gott!« rief Cydalise, indem sie sich an Paul Emil's Arm festklammerte; »das ist ja eine Gespenstergeschichte, die Ihr mir da erzählt!«

Der Lakei lachte.

»Oh,« hob er wieder an, »von Gespenstern oder dergleichen ist dabei keine Rede. Frau von Mazarin ist wirklich todt und rührt kein Glied mehr, was sie jedoch nicht abhält viel zu reisen.«

»Erklärt Euch näher.«

»Frau von Mazarin liegt hier drinnen,« fuhr der Diener fort, indem er auf den Wagen zeigte.

»Wie? in diesem Kasten?« fragte Paul Emil.

»Ja, mein Herr. Die Leiche der Frau Herzogin ist in einem guten, mit guten Schrauben versehenen Sarg von Eichenholz eingeschlossen. Der Herr Herzog hat sie aus England abgeholt, wo sie gestorben war.«

»Das nenne ich einen guten Ehemann!« murmelte Cydalise.

»Dann,« fuhr der Lakei fort, »hat Herr von Mazarin die Verstorbene in diesen Wagen gelegt und ist nach einem seiner Landgüter abgereist. Der Mann läuft voran und die Frau folgt hinterdrein, so daß sie wie gute Eheleute gemeinschaftlich reisen.«

»Vielleicht geschieht dies, um die versäumte Zeit wieder einzubringen, denn bei Lebzeiten der Frau Herzogin geschah dies nicht. Dennoch steht so viel fest, daß von Reise zu Reise Frau von Mazarin unterwegs ist, ohne irgendwo auszuruhen.«

»Und der Herr Herzog?« fragte Paul Emil.

»O, der Herr Herzog hat wohl immer die Absicht, die Frau Herzogin in irgend einer Kirche beisetzen zu lassen, aber dann müßte man ihn bewegen, daran zu denken, und dies ist nicht leicht.«

»Mittlerweile müßt Ihr wohl die arme Todte bewachen?« fragte Cydalise.

»Mein Gott, ja! Fortwährend müssen vier Lakeien die Runde um diesen Wagen machen und wir lösen uns von Stunde zu Stunde ab. Diese Aufgabe ist allerdings nicht sehr erheiternd, aber sie ist auch nicht gerade ermüdend, und

wenn man daran gewöhnt ist, so steht man sein Stündchen Wache, ohne es sehr gewahr zu werden.«

Cydalise dankte dem Diener und eilte der übrigen Gesellschaft nach.

»Wohlan,« sagte sie, »ich sehe, daß der Chevalier mich nicht betrogen hat. Ich habe noch in keiner Komödie, in welcher ich selbst mitgespielt, ein Original gesehen, welches Herrn von Mazarin gleichkäme.«

Der Park, welchen man besuchte, lag voll von einer großen Menge Bäume, welche der Wind umgebrochen oder die vor Alter abgestorben waren. Die Wasserkünste gingen nicht mehr, die Lauben streckten ihre Zweige nach allen Seiten hin, Moos haftete an den Marmorvasen. Was die Statuen betraf, so trugen sie dieselben Spuren der Verstümmlungen, welche man schon unter ihren Schwestern in der Gallerie bemerkt hatte. Ueberall herrschten Unordnung und Vernachlässigung.

Als man ein Bosquet durchschritt, um eine nahegelegene Milchwirthschaft zu erreichen, begegnete Herr von Mazarin seinem Intendanten.

»Nun,« sagte er zu ihm, »was gibt es Neues?«

Der Intendant richtete die Augen gegen Himmel und zeigte dem Herzog ein Bündel mit einer abscheulichen Handschrift beschriebener Papiere, welches er in der Hand hielt.

»Hier sind die Vorladungen und Insinuationen,« antwortete er. »Die Kläger haben die Sache bei dem Parlament von Lyon angebracht. Wenn der Herr Herzog zögert, die Vertheidigung seiner legitimen Rechte einem Procurator

anzuvertrauen, so könnten wir leicht einen Prozeß verlieren, wo die Gerechtigkeit und Billigkeit auf unserer Seite sind.«

»Was redet Ihr von Procurator und warum wollt Ihr, daß ich mich vertheidige?« rief Herr von Mazarin mit der Miene der Entrüstung.

»Aber,« hob der Intendant in schüchternem Tone wieder an, »um eine Besitzung zu wahren, welche, gering angeschlagen, fünfzehnhunderttausend Livres werth ist und die Ihnen durch Erbrecht zukommt —«

»Mein Herr, wisset, daß es meine Pflicht ist, die Vorsehung walten zu lassen. Wenn die Besitzung mein ist, so werde ich meinen Prozeß gewinnen und werde mich ihrer dann ohne Gewissensunruhe erfreuen können. Werde ich verurtheilt, so ist dies ein Beweis, daß dieses Gut übel erworben war, und ich werde Gott danken, daß er mich davon befreit hat.«

»Aber wenn man die Vorsehung unterstützt, so sollte ich meinen, man thäte damit nichts Unrechtes,« wagte der Intendant zu bemerken.

»Das wäre eine Gottlosigkeit, mein Herr,« rief der Herzog mit Nachdruck. »Indem, was ihn angeht — thut, was eures Amtes ist, und überlaßt dem Himmel die Sorge, das Gute und das Böse von einander zu scheiden.«

Der Intendant sagte kein Wort weiter, sondern entfernte sich seufzend.

»Ach, der arme Mann, welcher glaubt, daß die göttliche Vorsehung und die menschliche Gerechtigkeit mit einander etwas gemein haben,« murmelte Paul Emil zwischen den Zähnen.

»Das ist ein ruinirter Herzog,« sagte leise Herr von Riparfonds, der das Lächeln seines Freundes verstand.

»Welche eigenthümlichen Leute! Bewundern Sie nicht die Kleinheit ihres Geistes?« setzte Herr von Mazarin laut hinzu. »Man will, daß ich mich wegen eines Landgutes rühme, dessen Besitz gewisse Nachbarn in Anspruch nehmen. Ich verlange nichts Besseres, als daß das Parlament es ihnen gebe, wenn es ihnen wirklich gehört.«

»Und wenn es ihnen nun nicht gehört?« fragte Hector.

»Das wird man wohl sehen. Aus dem Prozesse wird das Licht hervorgeben.«

Cydalise machte große Augen.

»Prozeß und Licht! welch ein Mißbrauch der Sprache, und wie müssen diese beiden Substanzen sich wundern, sich neben einander zu sehen,« murmelte Cydalise leise.

»Es ist gewiß,« hob Hector in demselben Tone wieder an, »daß der würdige Herr die Tintenflasche für ein Rosenbouquet hält.«

Der Spaziergang ward noch einige Augenblicke fortgesetzt, bis Herr von Mazarin sich nach seinen Gästen herumwendete und sagte:

»Heute ist der Tag, wo meine Leute um die Functionen losen, welche sie während des Monats verrichten sollen. Die Stunde der Ziehung naht heran, und wenn Sie erlauben, meine Herren, so wollen wir in das Schloß zurückkehren.«

Die Gäste des Herrn von Mazarin sahen einander an, denn sie wußten nicht, ob er wirklich im Ernste spräche, Herr von Fourquevaux aber, welcher neugierig war, wie es mit

dieser Dienerlotterie stünde, beeilte sich zu antworten, daß er und seine Freunde nichts Besseres verlangten, als ihm in das Schloß zu folgen.

Man beschleunigte den Schritt und Herr von Mazarin ließ seine Leute benachrichtigen, daß sie sich im großen Saale versammeln sollten.

In der Mitte desselben ward ein Tisch aufgestellt, und man stellte rings um denselben Sessel für die Gesellschaft, welche begierig war, einer Ceremonie beizuwohnen, von welcher sie zum ersten Male sprechen hörte.

Die Diener stellten sich im Hintergrunde des Saales neben einander auf.

Es wurden mit kleinen Zetteln gefüllte Kästchen gebracht und Herr von Mazarin nahm, gleichgiltiger und unerschütterlicher als der von dem Curfürsten proclamirte deutsche Kaiser, auf einem großen mit seinem Wappen geschmückten Armsessel Platz.

Ein auf einem hölzernen Stuhle an dem einen Ende des Tisches sitzender Secretär schrieb die Namen der Diener, Lakeien, Laufburschen, Stallknechte, Küchenjungen und Zimmerfrottirer auf Zettel, und auf andere ähnliche die Bezeichnung so vieler Aemter, als in dem Dienste des Herrn von Mazarin Leute standen. Die die Namen sämmtlicher Diener enthaltenden Zettel wurden auf die eine und die mit der Bezeichnung der Aemter, zu welchen der Zufall sie berufen sollte, versehenen auf die andere Seite gelegt.

Nachdem diese verschiedenen Vorbereitungen beendet waren, ließ Herr von Mazarin einen kleinen rothbäckigen acht- bis zehnjährigen Knaben kommen und befahl ihm,

aus den zwei Kästchen zu zweien die Zettel zu ziehen, welche in gleicher Anzahl hineingeworfen worden.

Der erste Name, welcher herauskam, war der eines großen langen Kerls, welcher jetzt Piqueur war. Der Zufall machte ihn für die nächste Folgezeit zum Koch. Der zweite, welcher Lafleur hieß und Stallknecht war, ward Kellermeister; der zeitherige Kellermeister dagegen sank zum Range eines Kutschers herab, und so ging es auch mit den Uebrigen.

Jeder neue Scherz des Zufalls ward mit halb erstickten Gelächter aufgenommen, und binnen einer halben Stunde waren das Vorzimmer, der Pferdestall, die Küche, der Keller von unterst zu oberst gekehrt. Die Lakeien zogen ihre Livrée aus, um die weiße Mütze des Küchenjungen aufzusetzen; die Stallknechte legten die Striegel weg, um sich mit dem Besen zu bewaffnen, und die Umgestaltung des Hauspersonals war vollständig.

Als die sämmtliche Dienerschaft den Saal verlassen hatte, erhob sich Herr von Mazarin mit ernster Miene.

»Was ich hier thue,« sagte er, »geschieht, um unter diesen Leuten die Eifersucht entfernt zu halten und sie Demuth zu lehren. Die, welche einen Monat lang befohlen, wissen, daß sie den nächstfolgenden Monat gehorchen müssen, und die, welche gehorchen, haben die Hoffnung, ihrerseits zu befehlen, so daß deshalb die vollkommenste Einigkeit unter ihnen herrscht.«

»Ich bewundere dieses Verfahren,« antwortete Hector; »wenn aber auch in den Beziehungen dieser Leute unter einander die schönste Harmonie obwaltet, wie steht es denn mit dem Dienste? Versteht wohl z. B. ein Hundejunge sich auf das Handwerk eines Kellermeisters?«

»Allerdings treten einige kleine Uebelstände deshalb zu Tage, dies aber sind Mängel, welche nur das Detail berühr n, ohne dem Ganzen zu schaden.«

»Und überdies gibt es auf dieser Welt einmal nichts Vollkommenes,« setzte Hector hinzu.

Herr von Fourquevaux jedoch, dem diese ganze Philosophie nicht sonderlich gefiel, begann durch den Gedanken an ein von Piqueurs und Kutschern bereitetes Diner ein wenig beunruhigt zu werden.

»Das ist ja geradezu eine Vergiftung,« sagte er bei sich selbst; »und so was werde ich mir nicht gefallen lassen.«

Er nahm daher Coq-Héron, dessen Talent er in dieser Beziehung von Turin würdigen gelernt, bei Seite, und bat ihn, die Küche zu überwachen.

»Es steht hierbei unsere Gesundheit auf dem Spiele, mein Freund,« sagte er mit betrübter Miene. »Du weißt, daß ich einen außerordentlich delicaten Magen habe. Wenn Du daher siehst, daß man uns eine Hexenmahlzeit bereitet, so wirf die Pfannen und Töpfe zum Fenster hinaus und bemächtige Dich muthig der ganzen Küche.«

»Wenn die Küchenjungen des Herrn Herzogs sich nun aber wehren?«

»Morbleu, es ist ja verboten, die Menschen zu vergiften und deshalb wirst Du diesen Buben ihre eigenen Bratspieße durch den Leib rennen.«

Coq-Héron versprach Herrn von Fourquevaux auf Alles gut aufzupassen, und beruhigte ihn dadurch ein wenig.

Nach dem Diner, welches man anfangs nur mit der größten Vorsicht kostete, das aber, Dank der Intervention Coq-Héron's, sehr gut war, zerstreute die Gesellschaft sich

in den vom schönsten Mondscheine beleuchteten Garten und Paul Emil, den die Glut der Weine des Herzogs idyllisch gestimmt hatte, entschlüpfte mit Cydalisen, welche durchaus nicht gemeint war, ihren Schäfer allein girren zu lassen.

Herr von Riparfonds begann mit Herrn von Mazarin von dem Kriege sich zu unterhalten und Letzterer sprach darüber auf gelehrte und beredte Weise und wie ein Mann, der die Sache aus eigener Erfahrung kannte.

Hector, der sich auf diese Weise allein sah, schlenderte bis an das Ende eines Teiches, auf welchem die Strahlen des Mondes spielten, und die durch das plötzlich in seiner Erinnerung aufsteigende Bild Christinens verschönte Einsamkeit versenkte ihn in zärtliche Träumereien, die nur durch die Ankunft des Chevalier unterbrochen wurden.

Dieser kam geräuschlos auf dem Rasen daher und erschien plötzlich an der Seite des Marquis wie ein Geist, der aus der Erde auftaucht.

»Ich störe wohl?« sagte er in dem Augenblicke, wo Herr Chavailles die Augen auf ihn richtete, und machte Miene sich bescheiden zurückzuziehen.

»Nein, durchaus nicht — ich dachte an nichts,« antwortete Hector, indem er ihn zurückhielt.

»Dann träumten Sie von dem Theuersten, was Sie auf der Welt besitzen.«

Hector lächelte.

»Besitzen Sie vielleicht die Gabe des zweiten Gesichts?« hob er an.

»Nein, aber ich treffe Sie allein am Rande eines Marmorbassins, wo eine Cascade weint. Die blonde Phöbe spiegelt ihre Stirne in dem Wasser, welches zittert wie eine

von unsichtbaren Lippen berührte Jungfrau. Die Stunde ist dem Träumen günstig. Sie sind allein in dieser unbeweglichen Natur, wo der Hauch des Windes vorübergeht wie ein Seufzer. Fassen Sie alle diese Erscheinungen zusammen und sagen Sie mir, ob es schwer ist, Alles zu lesen, was im Innersten Ihres Herzens vorgeht.«

»Das ist wahr,« sagte Hector; »die Nacht ist schön und ich zähle fünfundzwanzig Jahre — dies ist meine Entschuldigung.«

»Was bedürfen Sie einer solchen? Lieben! Das ist das ganze Leben. Es ist die einzige Freude, die uns tröstet, und wenn Alles hiernieden nichts als Täuschung, so sind — Chimäre gegen Chimäre — die Küsse einer Syrene, welche uns berauscht und einschläfert, immer noch besser, als die bleichen Sorgen eines Ehrgeizes, der uns ermattet und an uns nagt. Ich kenne keine andere Weisheit als die Liebe und sie ist das Einzige, was ein wenig den Schlüssel zu jener irdischen Wallfahrt gibt, wo die Seele wie ein Reisender, der sich beeilt, die Nachtherberge zu erreichen, sich ermüdet und anstrengt, um Träume zu verfolgen. Wenn die Liebe nicht die Ursache davon ist, so ist sie wenigstens der Vorwand dazu! Lieben Sie mit allen Ihren Kräften und von ganzem Herzen. Lieben Sie so viel Sie können; es wird eine Zeit kommen, wo Ihr Herz erlöschen wird wie ein verlassener Herd und wo Sie keinen andern Trost haben werden als Ihre Erinnerungen. Man erträgt den Winter nur, weil man sich des Frühlings erinnert.«

»Ich höre Sie,« sagte Hector, indem er dem Chevalier aufmerksam zuhörte, »und es will mich immer mehr bedünken, als wenn ich Ihre Stimme schon gehört hätte. Zu

welcher Zeit aber und an welchem Orte, das weiß ich nicht.«

Der Chevalier heftete seine durchbohrenden Augen auf Hector, dessen Gesicht von dem Monde vollständig beleuchtet ward, während das seinige im Schatten stand. Eine gewisse Unruhe zeigte sich darin und seine Stirn runzelte sich wie das schlafende Wasser eines Sees, den ein vorübergehender Wind kräuselt.

Ihre beiderseitige Stellung erlaubte jedoch Herrn von Chavailles nicht, das Spiel dieser kalten und strengen Physiognomie zu sehen und nach einem kurzen Augenblicke des Schweigens antwortete der Chevalier in klarem, ruhigem Tone:

»Es ist möglich, daß wir uns schon begegnet sind. Ich bin viel gereist, und habe nach einander die Provence, Italien, Flandern, Belgien, Spanien, Languedoc und einen Theil von Deutschland besucht.«

»Dann ist es vielleicht in Rom, oder in Marseille, oder in Mailand, oder in Venedig gewesen, bei irgend einem Regimente, wenn Sie gedient haben.«

»Ja, zuweilen, in der Pfalz, in Catalonien und im Mailändischen.«

»Ohne Zweifel hat der Zufall mich mit Ihnen in einer dieser Provinzen zusammengeführt.«

»Wohlan, ich hoffe, daß Ihre Kenntniß nicht dabei stehen bleiben wird, und wenn Sie nach Versailles gehen, wie ich Grund habe zu glauben, so werden wir uns dort wiedersehen.«

»Herr von Riparfonds, mein Cousin, begibt sich allerdings dorthin, und ich begleite ihn.«

»Er ist ein Mann, der, obschon noch jung, doch in hohem Ansehen steht, und Niemand ist besser als er im Stande, Sie bei Hofe einzuführen.«

»Darauf rechne ich allerdings ein wenig. Aber Sie selbst, Herr Chevalier, haben Sie nicht auch die Absicht, sich dort vorzustellen? Sehen Sie in meiner vielleicht indiscreten Frage nur den Wunsch, den ich hege, eine so glücklich begonnene Bekanntschaft zu cultiviren.«

»Ihre Höflichkeit entzückt mich, und ich antworte Ihnen freimüthig, daß dies allerdings meine Absicht ist.«

»Dann werden wir also nicht verfehlen, uns dort zu begegnen.«

»Glauben Sie mir, daß ich eine Gelegenheit dazu herbeiführen werde, wenn dieselbe zögern sollte, sich von selbst darzubieten.«

»Wenn Ihre Familienangelegenheiten es Ihnen vielleicht wünschenswerth machen, Fürsprache und Unterstützung zu finden, so wird Herr von Riparfonds sich ein wahres Vergnügen daraus machen, Ihnen zu dienen,« sagte Hector, welcher durch diese Höflichkeit die des Chevaliers beantworten zu müssen glaubte.

»Ich danke Ihnen für dieses verbindliche Anerbieten, aber ich habe einen Empfehlungsbrief und hoffe, daß dieser für das, was ich zu thun gedenke, hinreichen wird.«

Hector antwortete nichts, denn er wußte nicht, ob es dem Chevalier gefallen würde, in seiner Vertraulichkeit noch weiter zu gehen.

»Er ist an den Pater Tellier,« setzte der Chevalier hinzu, »und von einem seiner besten Freunde —«

Obschon diese Worte ganz einfach waren, so hatten sie

doch in dem Munde des Chevaliers einen eigenthümlichen Ton und der Name des Pater Tellier klang darin so seltsam, daß Herr von Chavailles stutzte. Er sah den Chevalier an.

»An den Pater Tellier! Den Beichtvater des Königs?« sagte er.

»Ja.«

»Man nennt ihn allmächtig.«

»Er ist ein Priester.«

Diese lakonische Antwort kam dem Ohre des Marquis vor wie ein Räthsel, und der Ton des Chevaliers machte sie nicht klarer. Man konnte sie eben so gut für eine Bejahung als für eine Verneinung nehmen. War in der Meinung des Chevaliers ein Priester Alles? oder war er nichts? Sah er in dem Pater Tellier den demüthigen Diener Gottes oder den Beichtvater Ludwigs des Vierzehnten? Dies konnte Herr von Chavailles nicht begreifen, wagte aber auch nicht den Chevalier deswegen zu befragen.

Die Conversation nahm eine andere Wendung und man kam ganz natürlich auf den unglücklichen Feldzug der französischen Armee in Italien zu sprechen, was Hector veranlaßte, einen guten Theil seiner Abenteuer seit seiner Abreise von dem Damenschlosse zu erzählen. Der Chevalier fragte ihn nicht aus, besaß aber eine so merkwürdige Kunst, seine Worte einzurichten, daß Herr von Chavailles, ohne selbst darauf zu achten, durch die Erzählung der hauptsächlichsten Punkte seiner Existenz antwortete. Sie gingen dabei an dem Marmorbassin auf und ab und, sei es nun aus Zufall oder Absicht, der Chevalier blieb dabei immer auf der Seite des Schattens.

Was ihn selbst betraf, so erzählte er ebenfalls die Ge-

schichte seines Lebens mit anscheinender Naivetät, aber er wußte sich dabei so geschickt zu benehmen, daß die Theile, über welche man das meiste Licht zu erhalten wünschte, dunkel blieben und die Erzählung sich in einer Flut von allerliebsten und unnützen Details verlor, welche wohl gefielen, aber nicht belehrten. Man glaubte Alles zu wissen, wenn man aber die Antworten des Chevaliers analysirte, sah man klar, daß man nichts wußte. Es schien in Summa Hector, als ob der Chevalier ein Familiensohn wäre, welcher sich in der Welt herumtriebe und nun dieses Herumtreibens müde nach Paris begäbe, um seinen zerrütteten Vermögensumständen wieder aufzuhelfen und ein von Unglück getroffenes Haus wieder emporzurichten.

Was Herrn von Chavailles betraf, so sprach er sich so ziemlich über Alles aus, ausgenommen über sein Duell mit dem Abbé Fernandez und über den Namen der Person, die er liebte.

Die Unterhaltung hatte sie weit geführt und sie dachten daran, wieder in das Schloß zurückzukehren, als ein lebhafter Schein ihre Blicke nach der Seite eines großen Pavillons lenkte, welcher einen der Winkel des Ehrengitterthores schloß. Plötzlich brachen Flammen gewaltsam aus den zersprungenen Fenstern und krochen längs der Façade hin.

»Das ist eine Feuersbrunst!« rief Hector und eilte auf das Schloß zu, um Lärm zu machen.

Der Chevalier folgte ihm von Weitem und ruhig den Ellbogen des rechten Armes in die linke Hand und das Kinn in die andere Hand stützend, wie ein Dichter, der einen Reim sucht.

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.